Die bestimmung der roheit

Albert Steffen

Die Bestimmung der Roheit

Ein Roman

von

Albert Steffen

S. Fischer, Verlag, Berlin

1912

Die Bestimmung der Roheit

Erstes Kapitel

Man möge sich eine Tischgesellschaft denken, gemischt aus einfachen Damen und Herren. Keiner zeichnet sich vor dem anderen aus. Niemand hat etwas Außergewöhnliches zu erzählen. Jeder läßt den anderen gerne gelten. Alle haben behagliche Berufe, die sie den Tag über einem tieferen Nachdenken entreißen. Abends aber wollen sie anspruchslos und fröhlich beisammensitzen.

In einen solchen Kreis traten kurz nacheinander zwei Gäste, ein Mädchen von zwanzig und ein Herr von dreißig Jahren, sehr verschieden geartete Persönlichkeiten.

Das junge Mädchen war eine Studentin, deren Vater, ein Privatgelehrter, in gänzlicher Abgeschlossenheit gelebt hatte. Die letzten Jahre war er blind gewesen. Durch die Pflege des Kranken und Sterbenden war Sophie selbstlos geworden. In seiner beständigen Gegenwart hatte sie sich eine ungewöhnliche Exaktheit des Denkens angeeignet. Eine dritte

Charaktereigenschaft, die sie besaß, bestand darin, daß sie vorurteilslos die verschiedensten Meinungen anhören konnte, ohne zu widersprechen, sie aber zu vertiefen wußte durch ein Lächeln, das ihr zugleich alle Herzen gewann. Es war ihr süßester Reiz. Die Herren fühlten sich angenehm berührt durch ihr freundliches Wesen. Jeder suchte sofort auf eine bescheidene Weise sich hervorzutun. Ihr außerordentliches Gedächtnis, das jede Äußerung, die fiel, mühelos bewahrte, veranlaßte alle, folgerichtig und bedeutend zu reden. Wer heute etwas anderes als gestern vertrat, den überführte ihr schalkhaft blickendes Auge einer gewissen Torheit und Inkonsequenz, weshalb er zu sich sagte: Nur nicht charakterlos scheinen. — So lenkte sie auf unbemerkte Art jede Eitelkeit, die aufkommen wollte, zum nützlichen, so daß niemand zu viel Sätze mit Ich einleitete und keiner in eine langandauernde Selbstbespiegelung geriet. Man konnte wirklich diese Herren nicht kokett nennen. — Was aber die Damen betrifft, so hatten alle ein vertrauliches Herzensverhältnis zu Sophie. Der Geist des Hauses war durch sie erhöht.

Er kam aber in Gefahr, heruntergezogen zu werden durch die andere Persönlichkeit, die wenig Wochen später sich einstellte. Man wußte von Aladar

nichts weiteres, als daß er reiche Mittel geerbt hatte und ohne ernste Beschäftigung dahinlebte. Er war gewählt in der Rede, gewandt in den Bewegungen. Seine großen, braunen und sanften Augen hatten etwas Suchendes und Ansaugendes. Um den Mund aber lag eine gewisse Gier. Wenn er lächeln wollte, bleckte er die Zähne. Das gab seinem Gesichte etwas Dämonisches. Schon am ersten Tage zwang er über den Tisch hin jeden, sich mit seiner Persönlichkeit zu befassen, mit den Fingerringen, die er spiegelte, mit dem Gehrock, den er spreizte, mit allen innern und äußern Eigenschaften, die er so auffällig an den Tag legte. Die bescheidenen Leute antworteten sehr sparsam. Da er auf jedes ihrer Gespräche hinhorchte, verstummten sie auch unter sich sehr bald. Denn immer, wenn er sich einmischte, verlor der Gegenstand der Rede seinen Reiz und seine Wichtigkeit. Was man besaß, büßte in seiner Gegenwart Licht und Wärme ein. Die Eintracht war gestört. Einige runzelten schon die Stirne, wenn er seine Blicke auf sie richtete. Viele schnitten hinter seinem Rücken Grimassen oder führten zornige Reden. Bald wandten sich alle von ihm ab.

Was sie besonders empörte, war, daß er sofort Sophie ganz für sich beanspruchte. Nicht nur bei

Tische, im Gespräche, tat er dies, nein auch des Tages über, den er müßig schlendernd verbrachte, trat er mit seinen schönen, langgemessenen Schritten ihr zur Seite, sobald sie sich nur sehen ließ, und eines Abends klopfte er sogar an ihre Tür, indem er sich entschuldigte: „Ich bin oft so menschenhungrig, daß ich eine Stimme hören muß, wenn ich nicht zugrunde gehen soll.“

Einst, als er nicht zum Tee erschien, schilderte man den Eindruck, den er machte. Man wollte Sophie mit Spott, Widerwillen oder Schlimmerem noch erfüllen.

Einer, der in seiner Gegenwart nicht mehr glänzen konnte, sagte: „Man imponiert so leicht, wenn man gutgebügelte Hosen und ein gesalbtes Mundwerk hat.“

„Ich bekomme Magenkrämpfe, wenn ich lang mit ihm zusammen gewesen bin,“ sprach ein anderer.

Der dritte bedauerte, daß er jüngst sich hatte verlocken lassen, mit ihm spazieren zu gehen. „Wir tranken“, so erzählte er, „eine Flasche Wein auf einer Terrasse, die einen herrlichen Ausblick gewährte auf einen Tannentobel, durch den ein Wildbach brauste. Wie sehnte ich mich nach einem Aufgehen in diesem tausendstimmigen Getöse! Was für seltene Gefühle hätte ich in mich aufnehmen können! Aber Aladar redete in einem fort von sich.“

„In seiner Gegenwart liebt man nichts mehr auf der Welt," rief der vierte aus.

Die Damen aber stimmten bei.

Sophie, der es schien, als ob man aus verletzter Eitelkeit oder aus Neid so redete, war nicht angenehm berührt. Sie schwieg und gelobte sich, Aladar tiefer zu nehmen. Je verächtlicher man sprach, um so freundlicher dachte sie von ihm. Sie war eben unfähig, in einem Menschen etwas Niedriges zu vermuten. Sie besaß ein noch nie erschüttertes Vertrauen, als wären in der tiefsten Seele alle Menschen ihresgleichen, voll Güte und Begeisterung. Ja, sie sah in allem Seelischen, das sich äußerte, etwas Berechtigtes, Wertvolles und selbst Heiliges, infolge einer kindlichen Ehrfurcht, die ihr ganzes Wesen durchdrang. Und wenn jemand zu richten anfing, fühlte sie in ihrer Seele einen großen Schmerz.

So war es auch jetzt, als ein fünfter zwischen den Zähnen murmelte: „Schinden müßte man ihn, das nähme ihm die Mucken."

Es wurde ihr unmöglich, weiter zuzuhören. Sie verließ das Zimmer und trat auf die Terrasse. Vor ihr dehnte sich der Blumengarten und hinter diesem ein kleiner Park. Hier wollte sie über Aladar nachdenken. Sie erwog alles, was über ihn gesagt wor-

den war. — Gewiß führte er leere Reden. Sie selber war die erste, die es gemerkt hatte. Wenn er nun aber einen tiefen Seelenschmerz damit verdecken wollte? Oft lachte er ganz plötzlich vollständig zwecklos auf. Lag nicht ein Unglück hinter diesem Lachen verborgen? War es vielleicht eine Art von Notwehr, errichtet von der heilenden Natur, damit er nicht immerfort von quälenden Gedanken geplagt und verzehrt werde? — Sie nannten ihn ferner selbstisch. Ihr aber schien er nur wie abgeschnürt von allen höheren Seeleneigenschaften. War das durch eigene Schuld? Sicherlich nicht. Nein, weil er unter gedankenlosen und gefühlsarmen Menschen hatte leben müssen, war er vernichtet worden. Nun stieß ihn jeder zurück. Sie aber wollte nicht wie jeder sein. Sie konnte es gar nicht. Denn sie war eine Liebende. Sie war gewiß, daß er anders werden mußte, wenn die höheren Seelenteile wieder in ihm wach würden. Kehrten sie nicht mehr zurück, so mußte er zugrunde gehen. War sein Leben nicht jetzt schon halb verloren? Er lebte in den Gassen und Cafés und kam fast nie vor dem Morgen zurück. Wenn er so weiterlebte, mußte er veröden. — Von wem nun, wenn nicht von einem Menschen, konnte er den Seelenteil, den er verloren hatte, wiederum empfangen?

Von wem, als von einem Liebenden? Von wem, las von ihr? Sie fühlte, daß hier ein Schicksal in ihre Hand gelegt war. Zog sie die Hand zurück, wie die anderen, die zornig waren aus verletzter Eitelkeit, die nur das Schlechte sahen aus Neid, die haßten, weil sie keine andere Meinung als die ihre in der engen Brust beherbergen konnten, dann mußte er verderben, das sah sie ein, das wußte sie von Augenblick zu Augenblick gewisser. Und wer es wußte, hatte der denn nicht die Pflicht zu helfen? Die anderen schauten nicht so tief. Sie brauchten deshalb nicht zu helfen. Sie hätten es auch gar nicht gekonnt. Sie verdienten deshalb keinen Tadel. Sophie aber, deren Geist alles durchdrang, tat eine schwere Unterlassungssünde, wenn sie handelte wie jene. Sie wußte wohl, daß es schwer war, ihm irgendwas zu geben. Aber gerade, weil es schwer war, meinte sie, sei es ihre Aufgabe. Wessen Aufgabe konnte es sonst sein? Der Männer, die so schnell verurteilten? Der jungen Damen, die so schnippisch lachten? Nein, nur die ihre. Auf ihr beruhte alles. Gab sie nach, so war ein inneres Leben verloren. Hielt sie aus, so konnte das Höchste entstehen. Ihr war es plötzlich, als ob es hell in ihrem Herzen würde.

Sie blickte auf den Park. Er war im ersten Frühlingshauche. Jeder Baum hatte ein anderes Temperament des Ausschlagens. Wie leicht ward es den Weiden, wie schwer den Buchen! Wie sprunghaft ging es bei den Kastanien, wie sprudelnd bei den Stachelbeeren zu! Sophiens Seele war so geöffnet, daß jedes Blättchen ein süßes Gefühl hervorzauberte. „Ich bin so reich," sprach sie, „sollte ich nicht geben dürfen?"

Vor ihr strahlte ein Stern von goldgelben Pensees. Köpfchen an Köpfchen blickten sie treuherzig zum blauen Himmel empor. Ein jedes verschickte ein freundliches Gefühl. Sophie war es, als würde sie von tausend Elfen umtanzt. Und viele lösten sich vom Reigen los und kamen, sie zu küssen. Es war so schön zu leben. — Aber die ganze Lust am Dasein kam ihr auf einmal so selbstisch, so eng und ängstlich vor, wenn sie nicht schenken durfte. Sie schien sich eine Selbstgerechte. Sollte ein bißchen Liebe Verschwendung sein, wenn man einen hohen Seelenteil damit erwecken konnte? Zu was erhielt man denn die Liebe, wenn man nicht Liebenswertes damit ins Leben rufen durfte?

Sie schaute auf den goldnen Stern und sann darüber nach, was denn die Blume von dem Menschen

unterscheidet. Sie mußte zu sich sprechen: „Die Blume macht alle Menschen schön, aber sie kann zu keinem gehen. Man muß herkommen, um ihre Farbe, ihr Kleid und ihren himmlischen Duft zu empfinden. Kommt man nicht, so kann sie keinem etwas geben. — Der liebende Mensch jedoch, er kann zu allen seinen Brüdern gehen und alle macht er schön. Und wenn er dieses selige Wandern nicht beginnt, hat er sein höchstes Menschentum versäumt."

„O Blumen," sprach sie und bückte sich tief herab, „sagt ihr nein zu meinem Plan? Ihr billigt ihn. Denn warum füllet ihr mein Herz mit göttlicher Zärtlichkeit, wenn nicht darum, daß ich sie weitertrage in die öden Seelenwohnungen, die ich kenne? Ihr selber könnt nicht zu i h m gehen. Drum fleht ihr mich mit euren Augen an: Geh' du!"

Sie erhob sich und schritt auf den schmalen Wegen dahin. „Du sagst's mit freudigem Auge, Tulipa — mit ernstem du, Vergißmeinnicht — du neigst dein Haupt schon, zarter Crocus, bald bist du verblüht, doch hast du nicht umsonst gelebt."

Nun trat sie in den Park, von wo ihr plötzlich Aladar entgegenkam. Sie schaute ihn an. Sie wußte nicht, wie seine Lippen auf die ihren kamen, aber sie war gewiß, daß sie ihn nicht liebte, als er sie so

merkwürdig gewandt küßte. Nichts war in ihr als ein fürchterlich beklemmendes Gefühl. Sie bedeckte das Antlitz mit den Händen. Er streichelte sie und sagte: „Lassen Sie die trüben Gedanken, laß sie, mein Kind, sie bereiten mir Schmerzen."

Da lief sie fort.

Nun lag sie in der Stube auf den Knien und flehte: „Was soll ich tun?" und hob den Kopf und sann an Aladar. „Auch Sophie, so denkt er wohl von mir, haßt mich und flieht vor mir, sie ist wie alle anderen. — Ich bin so arm, ich bin es nicht, ich darf es nicht ... unheimlich dieser Mensch ..."

Zweites Kapitel

Sie hatte diese Liebe erwartet wie eine Offenbarung heiliger Gefühle. Jetzt, da sie nichts als Angst in sich fühlte, sagte sie zu sich: „Ich tu ihm Unrecht."

Ein so enges Verhältnis, wie die beiden es hatten, mußte sein Inneres bald enthüllen. Aber wiederum, wie sie gezwungen war, das schlimmste von seinem Benehmen zu denken, schalt sie ihre Seele arm und ruhte nicht, bis ihr die eigene Fülle sein Wesen verdeckte. Sie ging in Gemäldesammlungen, in Kon-

zerte und in die prächtigsten Gärten und überall empfand sie nur für ihn.

Sie vertraute ihm. Es schien ihr unvornehm, einem Menschen zu mißtrauen. Und sie ließ sich dies Vertrauen nicht nehmen durch die Roheiten, die in seiner Art zu lieben immer mehr hervortraten. Aber ihr Vertrauen heiligte seine Fehler nicht. Es vergrößerte sie nur. Ihr Empfinden mußte sich dennoch verwandeln. In den Augenblicken der Leere, die immer häufiger sie befielen, in denen sie den eigenen Seelenreichtum nicht fühlte, stieg ein furchtbares Bild von ihm in ihrer Seele auf. Wenn er in solchen Augenblicken auf sie zutrat, wich sie zurück wie vor einer Tür, aus der ihr ein Moderhauch entgegenschlug. Dann verursachte seine Nähe ihr Ekel und Grauen. Und es schien ihr, als ob ihr ganzes Leben sich in Sinnlosigkeit verwandle.

Aber immer wieder nannte sie solche ahnende Empfindungen, die in ihr aufstiegen, kalt und lieblos. Und immer wieder kämpfte sie mit sich, rief sie die heiligsten Bilder vor ihr inneres Auge, bis jenes hohe Gefühl in sie zurückkehrte, das die verlorene Seele in ihm wecken sollte. Sie durfte einfach nicht mutlos werden. Mutlosigkeit, Widerwille, Verachtung, Mißtrauen, alles das war nur ein Ausfluß

innerer Armut. So oft sie sich nur ernstlich auf sich selbst besann, sich nur genügend in sich selbst versenkte, kam auch jenes mächtige Seelenvermögen in sie, das alles schlimme nicht nur verzieh und vergaß, nein, das es gar nicht bemerkte. Wenn dieses mächtige Seelenvermögen nicht in ihr war, dann mußte sie eben dulden. Denn alles andere als Dulden nannte sie lieblos und unedel. Sie wußte ganz genau, daß sie Ehre, Schönheit, Glück, die ganze Zukunft auf das Spiel setzte dieses einzigen Menschen wegen, den sie nicht deswegen liebte, weil er zu ihrer Seele paßte, o er paßte schlecht, den sie nicht deswegen aufsuchte, weil er ihre Seele bereicherte, o er machte sie leer und arm ... nein, weil er ein Mensch war, liebte sie ihn, und weil jeder Mensch etwas Göttliches in sich fühlen sollte.

Aber noch hatte sie das Tier in ihm nicht erkannt.

Eines Tages sprach sie ihm von einem Kleide, das sie machen lassen wollte. Es sollte das erste helle Frühlingskleid sein, das sie seit des Vaters Tod tragen würde. Zu ihrem Erstaunen verstand er sich auf solche Sachen. Er entwickelte einen großen Eifer und drängte, bis sie ihm zu einem Schneider folgte, den er kannte. Die Art und Weise, womit man sich hier um sie bemühte, war ihr nicht gerade angenehm.

Man riet und redete, ohne viel auf sie zu horchen. Sie mußte schließlich alles den anderen überlassen. Als sie davonging, wußte sie kaum, wie das Kleid herauskommen würde.

Wie sie nun das erstemal darin vor dem Spiegel stand und sich betrachtete, schämte sie sich, so auffallend schien es ihr. Sie hätte es am liebsten weggeworfen. Aber Aladar trat ein und war entzückt. Er wollte sie sofort spazieren führen, und sie ließ sich dazu überreden. Schon vor dem Hause fühlte sie sich peinlich berührt, daß so viele freche Augen nach ihr blickten. In der Straßenbahn fing ein kleiner Greis mit einem schwarzgefärbten Schnurrbart sogar ein dummes Gespräch an. Und plötzlich, als Aladar sie in eine ganz bestimmte Gasse führte, stieg eine schreckliche Gewißheit in ihr auf.

Obwohl sie eine Feindin der Lüge war, legte sie sich eine Maske an, denn sie fühlte zu gut, daß aus einer Unkenntnis seines Charakters noch viel mehr Leid als bisher entstehen mußte. Sie wollte ihn im Innersten kennen lernen und sprach deshalb: „Führ' mich dorthin, wo du am liebsten bist.“

Er hielt vor einem Hause still, das den Namen ABC trug, und sprach: „Hier soll Sophia in die Schule gehen.“

Sie traten in einen mittelgroßen Raum mit vielen hellen Tischchen, um die sich rote Polster zogen. Auf einem jeden saß eine einzelne Dame und schaute ringsherum. Aladar nickte vielen zu. Er schien die meisten zu kennen. Im Vordergrund war eine kleine Bühne. Als der Saal sich zu füllen begann, traten Athleten, Jongleure und Sängerinnen auf.

Sophie wurde auf einmal die Atmosphäre deutlich, die sie bis jetzt an ihm nur geahnt hatte. Sie sah plötzlich in ihn hinein. So also war die Welt, die er in sich aufgenommen hatte, solche Häuser, solche Leute, solche Redensarten. Er hatte diese Welt von sich aus frei gewählt. Andere Menschen trugen Gemäldesammlungen in sich oder ganze Literaturen oder die Bilder der zukünftigen Erde. Das Innere von Aladar war ein Dirnenhaus.

Und er hatte sie so machen wollen, wie er selber war. „Was er zu mir sagte, was er mich lehren wollte, die Bilder, die er zeigte, die Bücher, die er mir zu lesen gab, das Kleid, das er mir machen ließ . . . alles hatte nur das eine Endziel, mich zur Dirne zu machen. Jede Äußerung hoher Gefühle suchte er zu ersticken. Er ging ganz systematisch darauf aus, mein besseres Selbst zu vernichten. Jeden Tag suchte er eine andere Roheit anzubringen. Nun lächelt er. Er meint, es sei ihm schon gelungen . . .“

„Was lachst du?“ fragt sie schroff.

„Bin ich wirklich dein erster Liebhaber?“

Sie verbirgt in ihrer Ruhe einen Sturm aufwallender Gefühle.

„Ja“, antwortet sie endlich. „Warum fragst du?“

„Es ist ruhmvoll.“

„Hast du diesen Ruhm schon oft errungen?“

Er lächelt, schweigt und zeigt auf die Artisten. „Nicht böse werden!“ sagt er, und fügt hinzu: „Wie würde dir der Riese dort gefallen?“

Sie zwingt den Abscheu nieder und bittet: „Erzähle doch von deinem Ruhm“, und da er zögert, fährt sie fort: „Ich möchte so gerne dieses Leben kennen lernen.“

So gibt sie ein Interesse vor an seinen Erlebnissen, trotzdem es leer und eisig kalt in ihrem Herzen ist. Sie will ja ihre Schande auskosten. Ach, er erzählt ihre eigene Geschichte, so wie sie in München und Berlin, in Hamburg und in Dresden geschehen ist. Er reist von Stadt zu Stadt. Einen Augenblick, währenddem er erzählt, was immer dasselbe ist an Eitelkeit und Gewissenlosigkeit, denkt sie daran, auf die Straße zu stürzen und sich unter eines jener Automobile zu werfen, die mit fürchterlicher Gewalt vorübersausen. Seinetwegen? Sie lacht auf. „Heut

bist du fein," sagt sie, „erzähl noch mehr von deinen Taten."

Er umarmt sie und flüstert: „Ich liebe dich wie alle zusammen, stürmisch und still, frech und zart . . ."

„Zart?"

Da ist er fast beleidigt. Doch fährt er fort zu reden und dämpft nicht einmal seine Stimme, als sich ein Herr zu ihnen setzt.

Plötzlich aber wirft er einen Blick zur Bühne. Dort steht ein Mädchen vor dem dunklen Vorhang. Sie hat die Arme und die Brust entblößt, und Sophie wundert sich, daß sie dadurch keuscher aussieht als die Damen, die ringsum sitzen. Aladar verstummt, steht auf und geht hinweg. Das Mädchen kreuzt die Arme und richtet den Blick beharrlich auf Sophie, währenddem sie voll Haß und Verachtung lacht. Der Zorn, der deshalb in Sophie aufsteigt, wird durch einen großen Schmerz verdrängt, als sie zu singen beginnt. Denn sobald sie nur den Mund öffnet, zeigt sich ihr zukunftloses, vollständig verwüstetes Leben. Und wie erst wird sie erschüttert durch den Klang der schrillen Stimme!

Da rückte der Herr, der sich vor kurzem an ihren Tisch gesetzt hatte, näher und sprach: „Wissen Sie, was in diesem dämonischen Blicke war? Eifersucht.

Ihr Herr und das Mädchen kennen sich. Früher ist sie seine Geliebte gewesen. Wie sie es geworden ist und wie sie sich entzweit haben, hat er freilich nicht erzählt. Ich aber möcht es tun. Es muß sehr schnell geschehen. Sobald das Mädchen verschwindet, kehrt er ja wiederum zurück. — Er lernte sie in einem kleinen Waldbad kennen, wo sie Kellnerin war, und fing natürlich sofort ein Verhältnis mit ihr an. Sie war damals noch ein ganz unschuldiges Kind. Zu gleicher Zeit machte er einer schönen Dame, die den Schwefelquell benutzte, angelegentlich den Hof. Das Mädchen begann auf Rache zu sinnen. Es bemerkte, daß der Geliebte sich schminkte (mit einem Wismutpräparat, vermute ich), und veranlaßte ihn, sich über den Dampf der Quelle zu beugen, so daß sein ganzes Gesicht schwarz anlief, just vor der Hauptmahlzeit, zu welcher er ahnungslos als Moor unter großem Gelächter erschien. Er hatte sich unmöglich gemacht und mußte sofort abreisen. Im übrigen hat ihm das Erlebnis nichts geschadet. Er ist womöglich noch schöner als früher. Ihr freilich ist es weniger gut bekommen ..."

„Wie kam sie denn hierher?"

„O Fräulein, wie das zu gehen pflegt, wissen Sie wohl besser als ich."

In Sophie stieg auf einmal die heftige Sehnsucht auf, weit weg zu sein. Gleich stand ihr auch das Bild einer befreundeten Familie, die auf dem Lande wohnte, vor den Augen. Sie floh hinaus, eh nur das Mädchen fertig gesungen hatte, und verließ sofort die belebten Straßen, um nicht in ihrem Kleid gesehen zu werden. Ihre Schmach drückte sie so sehr, daß sie sich halten mußte. So geriet sie den schattigen Häusern nach in immer dunklere Gassen.

Nun sah sie zwei Gestalten, Mann und Weib, die sich näherten wie Bilder eines schwindenden Traumes. Jetzt blieben sie stehen und neigten sich einander zu. Der Mann kehrte sich kurz ab, das Weib aber rief mit rauher Stimme: „Komm mit." Er schaute gar nicht auf und ging davon. „Zwei Mark, eine Mark, achtzig, fünfzig, zwanzig Pfennig," tönte es in rascher Folge. Zuletzt griff sie mit einer wilden Gebärde nach ihm. „Weg Bestie," schrie er und stieß sie mit dem Fuße in die Gosse.

Nach einer Weile erhob sie sich und hinkte einem Tore zu, worin sie verschwand. Sophie, die nicht anders glaubte, als ob sie dort das Leben aushauchen wollte, ging ihr eilig nach. Sie trat in einen Hof, der von Leitern, Trögen und alten Betten ganz verstellt war und in welchen viele Türen mündeten. Vor

einer derselben lag das Weib auf den Knien und machte sich zu schaffen. Sophie gelangte unbemerkt bis hinter ihren Rücken und redete sie an. Da fuhr die Frau jäh erschrocken auf, wurde aber wieder ruhig, nachdem sie Sophie mit den Blicken gemustert hatte. „Komm," sagte sie hierauf freundlich, „es ist genug für beide," und zog Sophie nieder zu einem Kübel voll Abfällen, zu dem Futter, das die Hunde verschmäht hatten.

Drittes Kapitel

Nun wanderte Sophie durch Wälder und Wiesen dem Besitztum zu, das den Verwandten gehörte, die sie liebte und von denen sie wiederum geliebt wurde. Feld reihte sich an Feld, ein grünes an ein goldenes, und der schwarze Fichtenwald erhöhte den Glanz von beiden. Das Land stieg sachte bergan. Die Wege verschwanden zwischen den Büschen und tauchten wiederum auf. Wenn Sophie den seligen Schritt innehielt und mit dem Auge Fluß um Fluß, Wald um Wald, Dorf um Dorf verfolgte, so mußte sie sich sagen, daß nichts in diesem Lande war, dessen Seele sie nicht kannte. Wie innig versenkte sich ihr Gemüt in den Weiler, der halbverborgen vom Obstbaumwäldchen dalag! Sie empfand, wie es im Pfarrhaus, wie es

im Haus des Arztes und wie es in der Müllerei sein mochte. Sie fühlte in sich das Leben der Kinder, die auf den Kirschbäumen herumrutschten. Die Kirschbäume nannte sie „gut". Die Kühe, die den Heuwagen zogen, „lieb". Alle Dinge hatten für sie ein geistiges Aushauchen, ein Ausströmen von Zugehörigkeit, von süßester Mütterlichkeit. Sie empfand, wie sie als Kind empfunden hatte. Sie kehrte in die Heimat zurück.

Es kamen Gartentore und innerhalb derselben waren die Wege mit seltenerem Kiese bestreut. Die Büsche und Bäume nahmen edlere Formen an. Aus den Gartenbeeten floß ihr herzlichere Liebe entgegen. Sie fühlte schon aus allem Tun das Leben und Empfinden ihrer Freunde und beflügelte den Schritt.

Da stieg das Bauernhaus empor, neuerbaut aus hellem Holz, umgeben von geschnitzten Speichern und farbigen Bienenhäusern.

Die Verwandten, Mutter und Sohn, sahen sie kommen und traten ihr aus der blühenden Laube entgegen. Mit heiterem Antlitz, mit freundlicher Offenheit, mit der natürlichen Kindlichkeit, welche das Leben hier oben in den Menschen weckte, wurde sie empfangen. Es war ihr, wie wenn das ganze Land, das man von hier aus überschaute, der Zauber der

Wiesen, die Sanftheit der Hügel, das süße Blau der Ferne menschlich geworden wäre und nun als Liebe aus den Augen, als Gabe aus dem Händedruck, als herzlicher Willkomm von den Lippen strömte.

Sie trat ins Haus. Es war, wie sie es vorgefühlt hatte.

Der Sohn, der die Herrschaft innehielt seit dem Tode des Vaters, war selbstbewußt, umsichtig und von einem heitern Ernste. Er ging mit einem schöpferischen Auge umher. Alles geschah in seinem Geiste. Man konnte von dem ganzen Besitztum sagen, daß es zuerst in seiner Seele entstanden war, um hierauf auch den äußern Sinnen wahrnehmbar zu werden. Allen Untergebenen war etwas von seinem Wesen eingeprägt. Er war das aktive, das lenkende, das unermüdlich treibende Prinzip.

Die Mutter war freundlich, fragend und fürsorglich. Sie konnte nicht befehlen. Sie plauderte mit den Leuten über das Gemüse, die Ernte, die ganze Wirtschaft, und dabei wurde die Arbeit getan. Man folgte ihr aus Liebe.

Beides zusammen gab dem Hause die Harmonie, der sich Sophie sofort einordnete. Sie schmiegte ihre Bewegungen denen der Mutter an, sie horchte dem Sohne aufmerksam und stille zu und fand sich wohl

dabei. Schon als sie die Schwelle übertrat, kam es ihr vor, als wäre sie immer ein Teil der Familie gewesen.

Als sie am Abend dieses Tages an den Fluß hinunterstieg, um zu baden, war ihre Seele so voll, daß jeder Gegenstand der Außenwelt darin einen süßen Anklang fand. Und was war denn draußen in der Welt? — Das Wasser rauschte, die Wellen waren wie flüssiges Gold, die Wälder der Ufer zogen sich märchenhaft dahin. Die ganze Kraft des Abends drang in sie hinein. Und wie sie sich nun mit einem Liede der Lust dem Strome hingab, schien ihr, als wäre die ganze Vergangenheit weggewaschen. O Fluß, ich bin wie du so rein und klar. Sie mußte lächeln: so leicht, so schnell durfte man vergessen. Es gab andere Welten, und sie wunderte sich, daß sie so lange in der häßlichen verweilt hatte. Zorn, Verachtung und Selbstanklagen, die einen dunklen Schleier um die Seele gewoben hatten, waren verschwunden. Jetzt mußte man nicht mehr so peinlich auf sein Inneres achten. Man brauchte sich gegen kein Wesen mehr zu wappnen. Man war jedem Freund. Man durfte sich allen Dingen hingeben. Die Wellen, die Wiesen, der Wald, das Abendrot, alles mußte schöner, reicher und lebensfreudiger machen. Das Wasser, das Licht, der

Boden, den der Fuß betrat, waren Kleider von höhern Wesen als der Mensch es ist, es konnten von ihnen keine Qualen, nichts Häßliches, nichts Trübes kommen.

So war es auch die folgenden Tage. Mit einem Male schien sie eine Heimat zu haben, wo sie brauchen konnte, was sie gelernt hatte, und wo sie endlos Neues dazu lernen durfte. Alles, was der Sohn tat und sagte, erregte ein ganz eigentümliches Interesse in ihr. Er sprach ihr von der Bäumezucht und sie faßte sofort eine große Liebe zu diesem Tun. Er nahm sie mit, wenn er die Matten wässerte, und sie sah mit einer fast himmlischen Lust, wie sich das smaragdene Land mit silbernen Bändern durchzog. Und als er ihr zum ersten Male von einer Sorge sprach, bekam sie Tränen der Freude in die Augen.

Ihr schönstes Bewußtsein aber war, daß sie selber von der Erde nicht entbehrt werden konnte. Es schien ihr, als wenn ein Tor geöffnet worden wäre, wohin alle ihre Kräfte flossen, um die Welt zu fördern. Sie sah sich auf einen ganz bestimmten Platz gestellt, den sie verschönern sollte. Durch ihre Arbeit mußten die Bäume fruchtbarer, die Kinder der Umgebung reinlicher, die Besucher des Hauses heiterer werden. Wenn sie ein Blumenbeet sorglich umgespatet und mit den üppigsten Begonien bepflanzt hatte, mußte selbst die

Welt der Engel mit ihr zufrieden sein. Hier war ein farbenfroher Fleck erblüht, der Tage, Wochen, Monate leuchten würde. Es war eine Handlung, entsprechend der eines Engels, welcher eine Welle großer Liebe schickt aus seinem Herzen. Wenn sie im Abendsonnenscheine ruhte, fühlte sie, wie die Sonne zu ihrem Tun den sanftesten Segen niederschickte. „Lieber Freund," sprach sie bei sich, „dir dank' ich das," und es ging die innigste Empfindung ewigen Verbundenseins durch sie.

Aber obschon es in ihrem Herzen also jubelte, war sie doch stille und zurückhaltend. Und gerade diese Bescheidenheit verstärkte die Liebe des Sohnes, die von der Kindheit an in ihm geschlummert hatte. Er fühlte durch Sophie alle seine Kräfte erhöht. Er wurde durch ihr Lächeln bedächtiger, durch ihr glänzendes Auge zielbewußter, durch ihre Hingebung willensstarker. Er nannte sie im stillen schon seine Frau.

Es war das Ende einer sehr heißen Woche. Das kameradschaftliche Einbringen des Kornes hatte die beiden noch vertrauter gemacht. Sie kamen eben von einem solchen zurück und nahmen den Weg über die Höhen. Von allen Seiten schwankten die hochbeladenen Erntewagen dem Hause zu. Die Straßen waren oft versperrt dadurch. Es roch das ganze Land

wie eine Kornkammer. Alles Gold, das vor einigen Tagen noch weithin von Feld zu Feld geleuchtet hatte, wurde nun in seinen Speichern geborgen. Er kam sich wie ein König vor auf der Höhe seiner Macht. Der heiße Tag hatte seinen Körper durchglüht, so daß ihm war, als rinne die Sonne selbst mit aller Süßigkeit des Sommers in seinem Blute. Sein Antlitz und die gewaltigen Arme waren selbst so braun wie reifes Korn gebrannt.

Ein Brünnchen, worin er sie kühlen wollte, war das Ziel. Sie fanden es versiegt. Im hölzernen Troge lag das Wasser wie ein Spiegel. Beide schauten hinein. Er kam ihr hier so schön wie niemals vor. Ihr Gesicht schien ihr gering und ausdruckslos gegen das seine. Es war wie der bleiche Mond neben der strahlenden Sonne.

„Solange ich weiß, hat es die Hitze nie dazu gebracht, dies Brünnchen zu versiegen," sagte er.

In diesem Augenblick kam beiden zugleich die Sage in den Sinn von jenem Quell, der versiegte, als die Braut dem Geliebten untreu wurde. Sophie fühlte, wie er davon reden wollte und unwillkürlich innehielt. Es wurde ihr beklommen zu Mute. Sie meinte, er müßte sehen, wie sie im Spiegel erbleichte.

„Wie habe ich diese Stunde jahrelang ersehnt,"

sprach er jetzt, „wie mich gesehnt, hier auf der Höhe zu sein. Mein Gold wird eingebracht. Siehst du, wie Wagenzug um Wagenzug der Scheuer zuschwankt. Es ist für mich.“

Er nahm ihre Hand und fuhr fort: „Soll es nicht für uns beide sein? Ich habe dich immer geliebt, ohne daß ich es verantworten durfte, davon zu reden. Wenn ich geredet und dich dadurch gebunden hätte, so wäre das nicht im Sinne eines ehrenhaften Mannes gewesen. Mein Vater lebte noch. In mir war eine andere Denkungsart, eine verschiedene Arbeitsweise ganz ohne mein Zutun plötzlich erwacht. Es war mir beinahe, als hätte ich vorher kein selbständiges Ich besessen, als würde es nun geboren und drängte heftig auf alle Seiten nach Entfaltung. Es wurde aber von meinem Vater, der hart wie Buchenholz war, überall gehemmt, so daß Widerspruch, Zwist und Schlimmeres noch entstehen mußte. Das Gefühl der Ehrfurcht, das ich vor dem Vater empfand, auf der einen Seite, die Lust an den eigenen Kräften, die sich immer gewaltiger regten, auf der andern Seite, versetzten mich in die fürchterlichste Lage. Ich mußte entweder zerstören oder mich zerstören lassen. Da ich mir sehr gut bewußt war, daß meine neuen Kräfte zu wertvoll waren nicht nur für mich, sondern

für die ganze Welt, um vernichtet zu werden, beschloß ich, aus dem Vaterhause zu ziehen. Zugleich aber mußte ich für lange, vielleicht für immer den Plan aufgeben, mir die Gefährtin zu wählen, die ich liebte. Nichts aber konnte mich abhalten, an dich zu denken, dich stündlich im Gemüt zu tragen und deines süßes Bildes wert zu werden. Da unten im Wasserspiegel ist das Bild, ebenso deutlich, wie es jahrelang in meiner Seele lebte. Nun starb der Vater plötzlich. Nun bist du selber mein!"

Er drückt sie heftig an die Brust.

Ihr geht eine große Bangigkeit durch das Herz, das leer geworden ist. Sie schweigt, sie wagt nicht zu sagen: „Auch ich habe noch nie geliebt." Und wie er nun ihren Kopf in seine Hände nimmt und sie auf den Mund küßt, da fühlt sie, daß sie gar nicht das Recht hat auf seine Liebe, die so rein ist, wie der Himmel über ihnen. Sie fühlt es, während seine unberührten Lippen auf den ihren ruhen. Auch sie möchte, daß sie nicht zu küssen verstände. Sie heuchelt es, ach, sie fühlt, daß sie heuchelt und daß die ganze Ehe eine Heuchelei ist, wenn sie diesem Kusse gleicht.

Und darf sie offen sein? Darf sie alles sagen? — Da fallen ihr die Szenen ein, die sie mit Aladar erlebt hat. Sie hört die Reden, sie sieht die furchtbaren

Bilder jener Nacht, sie fühlt den ganzen Körper wiederum durchdrungen von der durchfeuchten Luft, die sie damals eingeatmet hat. „Kein anständiger Mensch will etwas mit mir zu tun haben, mit einer, die solches durchlebt hat.“ Sie denkt nicht daran, daß Aladar schuld ist, nein, es ist ihr, als ob sie selber schlecht und verdorben wäre. „Meine Nähe könnte ihn verderben.“ Und plötzlich fühlt sie sich im Leibe jener Dirne, die ihr aus der Dunkelheit darreichte den Kübel mit dem Hundefutter. Das ist die Gegengabe, die sie hat, die sie bieten kann für das goldene Land.

Noch immer ruhen ihre Lippen auf den seinen. Ihr ist, als ob sie ihn vergifte. Sie macht sich los und starrt mit glanzlosen Augen hinaus in die Ebene.

Von Westen rollt eine dunkle Wetterkugel heran. Sie scheint den Fichtenwald, der schwarz und schwankend wird und heftig zu brausen beginnt, brechen zu wollen. Das ganze sonnige Land versinkt.

Des Geliebten Antlitz allein leuchtet noch.

Sie flieht es mit ihren Blicken, sie schlägt die Augen nieder — da schaut ihr aus dem Spiegel des Brunnens das eigene Gesicht entgegen: die vorspringenden Stirnhöcker, die dichten Augenbrauen, das kalte Auge, das alles heucheln kann, die blassen Wangen, die kein Erröten kennen, der schmale Mund, der so verlogen

küßt ... o Dirnengesicht, schamlos, scheu und frech, keine Seele steht hinter dir, nichts Gutes, nichts Reines, nur Schlamm und scheußliches Getier, o Larve, mir selbst zum Ekel ...

Sie verbirgt das Antlitz in den Händen und schluchzt.

Er glaubt, sie empfinde Schmerzen, weil er sie fast in seinen Armen zerdrückt hat. Er ergeht sich in unendlich vielen Entschuldigungen. Er weiß, auch ihre Seele hat er verletzt. Er nennt sich roh und fleht um ein einziges Wort der Verzeihung, löst ihre Hände dabei und will sie schließlich von neuem küssen. Aber ihr leeres Auge schreckt ihn zurück.

Sie denkt nicht daran, ihr Betragen zu erklären. Denn sie ist so von sich befangen, daß sie gar nicht wissen kann, was in ihm vorgehen muß.

„Daß du mir das nicht verzeihen kannst," sagt er nun.

„Du Himmlischer, so ist es nicht," ruft sie und stürzt zu seinen Füßen nieder und schnellt empor und bittet: „Geh, o geh, ich werd dir alles sagen, jetzt aber kann ich's nicht," und fleht, bis er sich wendet.

Jetzt schlagen schon die Baumwipfel zusammen. Es ächzt der ganze Wald. Das Gewitter hängt im Zenit. Sophie läuft dem Hause zu. Die Wolkenkugel nimmt denselben Weg. „Ich bringe Schrecken, Bangigkeit und dunkle Wirrnis mit mir." Es ist ihr,

als ziehe sie das Verderben hinunter in das Haus. Sie schließt sich sofort in das Zimmer ein, wirft sich auf den Sims und ruft: „Ich schwör', ich ziehe weg, verschone sie." Mitten aus der Kugel fährt ein Strahl. Sie breitet die Arme aus. „Triff mich allein." Der Hagel prasselt herab. Ganz plötzlich setzt ein gewaltiges Donnern ein.

Und fast so plötzlich setzt es wiederum aus. Der Regen fällt in sanfteren Strichen, dann in leisesten Schleiern. Die letzten Wolken lösen sich in Silbernebeln auf und verschweben um die glänzenden Büsche. Die ganze üppige Landschaft kommt verschönt hervor, von einem Regenbogen überwölbt.

„Nun kann ich wieder bestehen vor dem heiligsten Ideal," sagt Sophie zu ihrem Herzen.

— Jetzt sah sie die Mutter umhergehen im Garten zwischen dem Hagelschnee und dem Gemüse, zu schauen, ob Schaden angerichtet worden wäre. Ein Kind brachte ihr ein Vögelein, das tropfnaß geworden war und sich nicht regen konnte. Sie wärmte es in der hohlen Hand, ließ es zu Atem kommen, und plötzlich flog es auf, davon ins Blau.

Sophie bekam die Sehnsucht, sich der Mutter restlos zu erklären. Sie ging hinunter, fand es aber schwerer, damit anzufangen, als sie sich vorgestellt

hatte. Sie suchte noch die Worte zusammen, als ein Bote anlangte, der ein verschloßnes Billet überbrachte, worin der Sohn die Mutter bat, für ihn zu werben. Zugleich waren einige Verhaltungsmaßregeln für die Wirtschaft angegeben, da er gedachte, erst nach einigen Tagen zurückzukommen. Nun endlich war Gelegenheit für Sophie da, ihr Herz zu öffnen.

Die Mutter antwortete: „Ich will nicht in dich dringen, obwohl du mir durch dein Erlebnis nur lieber geworden bist. Ich habe schon, als du herkamst, einen großen Schmerz in dir gefühlt. Und ich glaube, daß du recht hast, wenn du meinst, daß er von uns nicht überwunden werden kann. Es ist mir, als wäre ein ganz bestimmtes Empfinden in dir noch nicht erwacht. Du hast in deinem ganzen Wesen etwas Außerordentliches, das sich nur in außerordentlichen Verhältnissen auswirken kann, hier in unserm ruhevollen Landleben nicht. Dein Auge ist kein Auge, das immer auf Wiesen und Gärten zu schauen bestimmt ist, es strahlt zu sehr, es ist ein liebeergießendes Auge, es muß die Dunkelheit erhellen können, Erlösung steht darin."

Aber immer wieder klagte Sophie, daß sie dem Freunde weh getan hätte.

„Er wird es tragen, denn er ist stark," sagte die

Mutter. „Sei vielmehr froh, du hast ihm den Weg gezeigt. Sein Blick wird, weil er dich gesehen hat, nur eine Würdige wählen können. Ihr beide seid euch Wege gewesen. Ihr habt einander schöner, ernster und zielbewußter gemacht. Denkt an den Tag wie an ein heiliges Fest, das euer ganzes Leben hebt."

Viertes Kapitel

Sie fuhr wiederum in die Stadt zurück, aber nicht zu ihren alten Bekannten, denn sie nahm an, daß diese inzwischen ihr früheres Leben erfahren hatten.

„Noch ist meine Ehre nicht verloren," dachte sie. „Aber nur dann nicht, wenn ich die Folgen meiner Taten selbst will. Die Erlebnisse sind nie schlimmer, als man selber ist. Wenn nicht bestimmte Eigenschaften in mir gewesen wären, so würde mich das Schicksal nicht mit Aladar zusammengeführt haben. Jeden Augenblick, da ich in eine Gesellschaft trete und heuchle, als ob ich die frühere wäre, muß ich mich charakterlos schelten. Aus diesem Grunde muß ich mich abschließen. Aus diesem Grunde muß ich auch meine besten Freunde lassen. Wenn ich aber dieses Opfer bringe, dann bin ich gereinigt vor meiner innersten Seele und somit vor dem heiligsten und höchsten Ideal."

Da sie von den alten Bekannten, die nicht wußten, daß sie in die Stadt zurückgekehrt war, keine Einladung bekam, so glaubte sie ganz fest, daß man sie meide wie eine Dirne. Als sie dann aber auf der Straße gesehen wurde und alsobald Brief um Brief sie herzukommen bat, wurde sie nur noch mißtrauischer. Man wollte sie sicherlich höhnen. Sie suchte Seitenstraßen, und wenn ihr dennoch ein Bekannter begegnete, war es eine wahre Wollust für sie, an ihm vorbeizuhuschen, ohne seinen Gruß zu erwidern. Selbst mit den Hausleuten redete sie nur das Nötigste. Sie war stets froh, wenn sie die Türe hinter sich geschlossen hatte und sich allein ihren Gedanken überlassen konnte. Es war eine unbeschreibliche Sehnsucht in sie gekommen, für immer zu verschwinden. Und diese Sehnsucht nahm täglich zu.

In diesem Tun wurde sie bestärkt durch einen jungen Privatdozenten, dessen Kolleg sie besuchte. Er hatte nur wenige Zuhörer. Aber mit den wenigen wünschte er näher bekannt zu werden. Er schloß sich daher dem einen oder andern an, wenn er die Universität verließ. Sophie war die einzige, mit der er nie geredet hatte. Um so mehr interessierte er sich für sie. Er erfuhr aber nichts über sie, als daß sie sich von jedermann zurückzog. Auch Sophie dachte viel

an ihn. Es kamen nämlich in seinem Vortrage Wahrheiten vor, die er nur durch Erfahrungen erworben haben konnte, die den ihren ähnlich waren. Wenn nicht eine kindlich unschuldige Schalkhaftigkeit in seinem Wesen gewesen wäre, so würde sie ihn für einen Menschen gehalten haben, der ein Verbrechen begangen und bitter gebüßt hatte.

Dieser Mensch brachte strenge Ordnung in ihr inneres Leben. Er lehrte sie vor allem, daß Gedanken etwas Wesentliches, Schadendes oder Förderndes sind, und daß man durch sie allein schon wirken kann. „Wenn man an einen Menschen denkt," so sagte er, „stößt dieser Gedanke auf die innere Welt des andern, vernichtet oder stärkt sie." Nun hatte sie das lange schon geahnt. Als sie es aber aus dem Munde eines andern Menschen hörte, der sie interessierte, den sie zu verehren begann, wurde es zu einer Wahrheit, nach der sie zu leben versuchte. Dadurch aber traten in ihr Leben Zustände ein, die fürchterlich zu nennen waren. Sie fühlte sich zuzeiten, besonders abends, wenn sie müde war, unsäglich leer, voll Bitternis über die Welt, ja haßerfüllt gegen alle Menschen, denn sie fand keine Kraft, sich selbst zu überwinden. Wenn nun Gedanken und Gefühle Mächte waren, die wirkten, wie mußte dann die Untröstliche doppelt ihr Unglück

verfluchen, wie die sich unnütz Glaubende mit zwiefacher Verachtung auf sich blicken.

„Ich schädige die Menschen schon, wenn ich nur an sie denke. Ich mache sie müder, schwächer, lebensunlustiger, oh, ich bringe alle Qual des Gefängnisses in ihr schönes, heitres Leben. Keinen darf ich anschauen, ich mache ja so wie ich selber bin. Nur eines bleibt mir: Furchtbar zerstörend im eignen Innern zu hausen. Ich darf nicht in lustige Gesellschaften, an fröhliche Orte gehen, denn ich bringe den Tod hin. Ich muß alle verlassen, auch jene, die mir entgegenkommen, ja die am allerehsten. Am schönsten ist es immer noch in meiner Einsamkeit."

Jetzt war ihr Zimmerchen eine Zelle, wie man sie nicht im tiefsten Gefängnis findet. Am schönsten in der Einsamkeit? — O nein, viel schöner noch auf dem Schafott, das man sich selbst errichtet. Sie hörte den Privatdozenten sprechen: „Die ideale Rechtsordnung besteht darin, daß jeder sein eigner Richter ist." Sie sah sein heiteres Angesicht. Ihr war, als ob sein Lächeln ihr den letzten Rest der Lebensberechtigung raubte. Man konnte auch durch Milde hingerichtet werden, dachte sie.

Ihrem Kopfe entsprang ganz unbewußt der Plan, sich auf einem Platze aufzustellen, wo der Kaiser vor-

überritt, und zu tun, als ob sie ihn erstechen wollte, nur um verhaftet und geköpft zu werden. Doch plötzlich wurde sie inne, was sie da sann ... Sie sagte sich sofort, daß ein Verbrechen andere zur Nachahmung treibt. Sie hörte es schon knallen in allen Ländern. „Wie ruchlos denke ich wieder," seufzte sie, neigte den Kopf und sehnte den Tod herbei.

Das waren aber nur einzelne Momente der Verzweiflung. Durch das kleinste fröhliche Ereignis konnte andererseits auch ihre ganze Lebenslust wieder emporflackern. Der Privatdozent war nun doch einige Male mit ihr ins Gespräch gekommen. Menschenscheue Personen interessierten ihn aus gewissen Gründen, die später gesagt werden sollen. In einem solchen Gespräche hatte er, da trotz ihrer Schweigsamkeit ihm ihre Schwermut fühlbar geworden war, wie nebenbei erwähnt, daß in Stimmungen der Hoffnungslosigkeit das klügste sei, sich mit sozialen Problemen zu beschäftigen. Sophie fing das Wort auf und vertiefte sich sofort in das Arbeiterelend, die Prostitutionsfrage und das Gefängniswesen.

In einem andern Lichte erschien ihr nun das alte Weib, das ihr das Hundefutter gereicht hatte. Es war furchtbar, zu wissen, wie wenige und wie häßliche Bilder diese Frau und ihre Schwestern in der Seele

trugen. Die Straße, wo sie ihre Leiber anboten, mit den Cafés und Spelunken, die sie säumten, wenn sie auf freiem Fuße sich befanden, und die Asyle und Gefängnisse, wenn sie krank oder verurteilt waren. Indem sich Sophie dieses Leben vorstellte, bemächtigte sich ihres Herzens die tiefste Liebe.

Man mußte diese Bilder schöner und reicher machen. Was hieß das aber? — Es hieß, die Straßenzüge, die Städte, die ganze Erde umgestalten.

Sophies Seele fühlte sich stark und mächtig genug, um mitzuhelfen und andere zu begeistern.

Als sie das nächste Mal dem Privatdozenten gegenübersaß, war ihr, als flösse eine Kraft von ihm zu ihr, von ihr zu ihm, als senkte jedes dem andern ein inneres Feuer ein. Trotz ihres Lebens, nein, dank ihres Lebens durfte sie geben, konnte man ihre Seele brauchen zum Wirken, zum Glücklichwerden in der Wirksamkeit. Es war gewiß. Wie schaute sie ihn mit flammenden Augen an! Es war kein Zweifel mehr. Wurde er nicht feuriger durch ihr Zuhorchen? Wurden seine Gesten nicht freier, seine Augen nicht sprühender, ließen die Zuhörer am Ende des Vortrages nicht einen herzlicheren Beifall erschallen und gingen als tiefere Menschen fort? Niemand ahnte, daß sie die Ursache war. Nur er, er allein dankte ihr mit einem tiefen

Blicke. Sie waren beide Umgestalter der Welt und lebten schon in diesem Einverständnis.

O sie konnte ihm vieles geben, das der Verzweiflung abgerungen war, das sie mit vollem Leben durchtränkt hatte. Welches Weib konnte einem Manne solches geben? Sie war stolz. Welch Feuer durchglühte sie nun in ihrem Zimmerchen! Wie selig war sie, daß jemand lebte, der durch ihr Innerstes ergänzt wurde, der ihr Heiligstes aufnahm, so daß sie nicht gelebt hatte, ohne Begeisterung zu erwecken, so daß ihr Leiden nicht umsonst gewesen war. So wie er heute gesprochen hatte, hätte er nie sprechen können, wenn nicht ihr großes Auge auf ihm geruht hätte. So klar, so tief, so seelenvoll aber hätte nie ihr Auge auf ihm ruhen können, wenn sie nicht gelernt hätte, auf alles zu verzichten und den Tod zu lieben. Sie nannte diesen Tag den glücklichsten, den sie bis jetzt gehabt hatte.

Fast plötzlich stand sie wiederum mitten im Leben. Denn einerseits lernte sie durch den neuen Freund viele Menschen kennen, die rastlos arbeiteten und die sie verehren konnte. Andererseits aber schloß sie selber Bekanntschaften und zwar mit Angehörigen der ärmeren Klassen, mit Nähterinnen, Ausgehfrauen und Warenhausmädchen. — Schon in ihrer Jugend war

sie mit Menschen von jedem Berufe zusammengekommen. Diese Verhältnisse aufzufrischen, zu vertiefen und dabei sorgfältig zu studieren, was für Eigenschaften in den Seelen der Müller, der Metzger und der Spezereihändler sich ausbildeten, wurde ihr zu einer wichtigen Lebensgewohnheit. Dabei erkannte sie, wie ihr ganzes Dasein mit dem der andern Menschen verwoben war. Einigen von diesen Schicksalen, in die sie hineinschauen durfte, vermochte sie eine glückliche Wendung zu geben. Es soll später erzählt werden, was sie einem Warenhausmädchen sein konnte.

An einem trübbewölkten Tage kam der Freund nicht in die Vorlesung. Die Zuhörer warteten eine Weile und gingen dann zögernd davon. Eben als die letzten den Saal verlassen hatten und auch Sophie sich zum Gehen anschickte, erschien er noch und zwar in einer sehr verdrießlichen Stimmung, wie er gestand. Er sagte, daß er von der Höhe, wo er wohnte, einem Hügel im Norden der Stadt, nur widerwillig in den Nebel hinuntergestiegen sei, dabei seinen Vortrag zur Hälfte aus dem Kopf verloren habe. „An solchen Nebeltagen ist mir immer, als wären die Wolken in mir selber, als wär' ich im Innersten düster, ziellos und verirrt, ein hohler Schatten, während doch nur der

Himmel grau verhangen ist. Aber ich habe nicht die Kraft, dies einzusehen. — Vielleicht ergeht es Ihnen ähnlich. Dann wollen wir uns gegenseitig helfen, die reine Stimmung wieder zu gewinnen."

Sie stiegen den Weg hinan, der zu seiner Wohnung führte, wobei sich das Gespräch im allgemeinen um solch innere Zustände drehte. Der Nebel schien immer dichter zu werden. Die Bäume wurden silhouettenhaft nach wenigen Schritten. Die Vögel, die von ihren Ästen flatterten, entschwanden sofort in dem Grau. Die Welt der Flüsse, der Felder und der bunten Herbstwälder wurde schon auf zwanzig Meter fahl.

Aber just bevor sie auf die Wiese traten, die sich über die Höhe zieht, siegte das Blau des Himmels über das flockige Grau und ließ das seidene Banner weithin wehen. Ein Dörfchen, aus dem weißen Gestein des Berges erbaut, zog sich über den sanften Rücken. Das Sträßchen war wie gefegt, das Wasser der Brunnen von der klarsten Frische, die Häuser selbst wurden von der strahlendsten Sonne ausgezeichnet. Die Menschen, die ihnen auf dem Wege begegneten, hatten das heiterste Gesicht. Ganz unerwartet sahen sie plötzlich auf das Nebelmeer hinunter.

„Erst jetzt empfindet man, in was für drückenden Gefühlen man gefesselt war," sagte der Privatdozent.

„Sobald aber die Sonne kommt, ist mir Melancholie etwas Unmögliches, dann nehme ich alles Heitere der Welt in mich auf. Ein Blick auf ein Blumenbeet kann mich dann zum liebendsten aller Menschen machen. Ich vermag dann tausend hoffnungslose Menschen zum Lächeln zu bringen und komme mir selbst wie eine kleine Sonne vor."

Sophie, der es war, als könnte sie für immer unbefangen an ihre Vergangenheit denken, sagte, daß einem allerdings jetzt jene Momente sonderbar vorkämen, wo man am liebsten einem Mörder sein Verbrechen abnähme, und an seiner Stelle den Tod durch Henkershand erlitte. Sie mußte dabei auf dieselbe Weise lächeln, wie der Privatdozent zu lächeln pflegte. Aber dieser erwiderte diesmal das Lächeln nicht. Vielmehr sah Sophie ganz deutlich, daß er zusammenschrak und erbleichte. Nach einer längern Pause, während der auch sie ernst, ja bange wurde, fragte er leise, mit bewegter Stimme: „Haben Sie das selbst einmal empfunden? Ja?" Sie nickte stumm.

Er wußte, daß solch furchtbare Wünsche nur ein Mensch bekommen kann, der sein Herz von einer schweren Schuld belastet fühlt und sie keinem Menschen sagen darf, und begann deshalb Sophie mit den seltsamsten Vermutungen zu umspinnen. Die Sehn=

sucht, an ihrem innern Leben teilzunehmen und vielleicht mitzutragen, durch einen Blick, einen Händedruck, einen Kuß alle Schatten wegzuscheuchen, wurde wach, wurde unwiderstehlich in ihm. Er wagte aber nicht, durch Fragen in sie einzudringen, und ging aus diesem Grunde schweigend neben ihr her.

Sophie hinderten gewisse Empfindungen, von ihrem Leben ohne weiteres zu erzählen, obwohl ihr Herz sich mitzuteilen heftig drängte. Da kam ihr plötzlich das Warenhausmädchen in den Sinn, dessen Schicksal so viel Ähnlichkeit mit dem ihren gehabt hatte. Sie erzählte die Geschichte, auf edlere Weise zwar, als es hier geschehen soll, aber aus einer Seele heraus, in welcher Schmerz und Abscheu früherer Zeiten wiederum erwachten.

Fünftes Kapitel

Sophie lernte Frieda in einem Warenhause kennen, wo sie Bücher verkaufte. Eines Tages sah sie das Kind mit einem Herrn scherzen, der ihr nicht gefiel, weil er in mancher Beziehung Ähnlichkeit mit Aladar besaß. Am selben Abend kam Frieda zu Sophie, die sie in die Arme schloß und sofort sagte: „Ich möchte Sie warnen vor jenem Herrn ...“

Frieda löste sich schnell und fragte: „Wieso?"

„Hatte ich recht?"

Sie besann sich und sprudelte dann los: „Nein. Ich habe nämlich schon einen andern — Freund, schon lange, er liebt mich, aber nur mit der Seele, und das ist so süß. Er kommt fast jeden Abend zu mir und ist in allen Dingen ganz offen. Ich will es aber auch sein. Er liebt meine Seele, nicht meinen Körper."

Wie sie so rein sagte: Nicht meinen Körper. Fremd und heilig war ihr der Körper noch.

Dann plauderte sie weiter: „Einmal sprach er zu mir: ‚Weib'."

Sophie unterbrach sie: „Bitte, nehmen Sie sich auch vor diesem — Freund in acht."

„Das find' ich unartig," fuhr sie auf und wollte weglaufen. Sophie aber hielt sie zurück und fragte: „Kennen Sie seine Eltern?"

„O ja, sehr gut, er ist Kaufmann, sein Vater ..." usw.

Sophie hatte keinen Grund, dem Märchen nicht zu trauen, das sie so schnell erfand. Sie ahnte nicht, daß Frieda log, um gesichert zu sein und ungehindert plaudern zu dürfen. Denn dieser Freund war kein anderer, als eben der Herr, der Sophie so verdächtig vorgekommen war, was sie aber erst viel später erfuhr.

„Nun aber müssen Sie mir versprechen," sagte

Frieda, „ihm nicht mehr zu mißtrauen, sonst bleib' ich künftig weg."

„Darf ich ihn nicht einmal sehen?"

„Nein, nein, nein, ja nicht, vielleicht bekäm' er, wer weiß, Ihre Seele auch sehr gern. Diese Liebe aber will ich ganz für mich."

— Nun kam sie fast jeden Tag zu Sophie und erzählte stets etwas Neues von ihrem „Kaufmann". Warnte Sophie, so lächelte sie still. Er liebte sie immer noch ausdrücklich nur mit der Seele, hatte sie aber schon zweimal Herzchen tituliert und sie um einen kleinen Brief gebeten, worin stünde: Frieda ist unglücklich.

„Ach, das bin ich ja nicht," sagte Frieda zu Sophie. „Warum jedoch sollte ich es nicht schreiben? Ich schrieb's also und hatte schließlich selbst Freude, daß man so mir nichts dir nichts traurig werden kann."

Eines Tages kam sie ganz aufgelöst hergelaufen und erzählte: „Eben bin ich bei ihm gewesen. O es tut mir so weh. Ich möchte meine Stirn zermartern, möchte sie ins Kissen drücken und weinen. Und ich sollte doch fröhlich sein. — Wir saßen nebeneinander und schauten uns lange, lange an. Er liebt mich wirklich über alle Maßen, von ganzer Seele meine Seele. Er hielt immer meine Hände. Ob ich ihn ebenso liebe oder ob er mir gleichgültig ist? Diese frevelhafte Frage

schweige. Und dennoch muß ich darauf antworten. Aber ich will erst morgen drüber nachdenken. Nie kann ich diese Stunde vergessen. Immer wird sie mir wehe tun. Er streichelte meine Hände, meine Wangen, meine Haare, faltete seine Hand mit meiner ... o eine Bestie müßte ich sein, wenn ich seine Liebe nicht erwidern würde. Es wurde mir immer trauriger zu Mute. Er aber sagte so gütig: „Armes Kind!" Da mußte ich meinen Kopf weinend auf seine Schulter legen. Das war zwar Komödie. Aber nicht wahr? ich mußte das doch tun, weil er meine Seele liebt. — Wenn ich nun falsch wäre und ihn gar nicht liebte! Was soll ich nur tun?"

„Nicht mehr hingehen," antwortete Sophie.

„Ach nein, nicht so, ich meine, was soll ich tun, um ihm nicht Schmerzen zu bereiten?"

„Einmal wollte er wissen," fuhr sie fort, „was für Farben meine Augen hätten, und schaute tief hinein. ‚Ein gefährliches Spiel,' rief ich; da wurde er tieftraurig und sprach: ‚Kind, du verkennst mich ganz und gar.' Denn er ist edel. Es tut mir weh, daran zu denken."

Ein anderes Mal erzählte sie, wie er so väterlich zu ihr sei und sie so gut verstehe. Wer verführen will, muß klug genug sein, sich in der gleichen Entwicklungsperiode zu befinden, wie das Opfer. Frieda teilte ihm

mit, daß sie seit einiger Zeit in die „Verdummungsperiode" eingetreten wäre, nichts mehr denken könne und stets einen so schweren Kopf habe. „Ich auch," lautete sein Trost. Längst hatte er herausgefunden, was sie unter Liebe verstand. Ein Schweben in Seligkeit. Sie war ein ganz unschuldiges Kind. Nun pries er mit herrlichen Worten dies süße Vergehen. Hätte er es mit einem Mädchen zu tun gehabt, das solche schwärmerischen Reden nicht liebte, so wäre er anders vorgegangen.

Alles geriet, wie er es berechnet hatte. Nun sagte er schon zu ihr: „Ich liebe dich deiner Augen wegen. Aus ihnen spricht eine Seele edler als die anderer Menschen und doch so menschlich." Ein anderes Mal: „Denk' an mich, wo du auch weilen magst. Tust du's?" — „Ja," log sie. Aber hernach tat sie es wirklich: Stets schwebten ihr die schwarzen Augen vor, durch die sie wie in einem Zwange lebte. Und so ahnungslos war dieses Kind trotz allem noch, daß es ihn eines Tages fragte, was man gegen das drängende Gefühl in sich eigentlich tun müsse.

Einmal, als sie sich tief in die Augen schauten, fragte er: „Fühlst du, wie du dich mir ganz ergibst?" Daran hatte sie zwar nicht gedacht. Aber von nun an wurde sie diese Frage nicht mehr los. Und als er eines

Abends wiederholte: „Spürst du, wie wir uns jetzt vermählen?“ da quoll es bang und schmerzhaft in ihr auf, und als er nun ganz offen redete, wie schade es um jede versäumte Stunde sei, da bat sie ihn flehend, daß sie diese Nacht bei ihm bleiben dürfe.

Fröhlich kam sie hernach zu Sophie gelaufen und rief: „Es ist schade um jede Stunde. O Sie wissen nicht, wie süß das Leben ist.“ Nun eignete sie sich eine sonderbare Sprechart an. „Es ist eine kuriose Empfindung,“ sagte sie etwa. „Die Sehnsucht sitzt mir nämlich auf den Lippen und will nicht weg. Ich werde weinerlich und immer weinerlicher. Ich muß ein Liedchen pfeifen. Jetzt richtet mich die Ironie straff auf.“ Nun ließ sie die „Unsterblichkeit vollständig links liegen“ und ging mit „freien Augen durch die Welt“, pries die „göttliche Sinnlichkeit“ und erkannte ihresgleichen auf der Straße schon von weitem. „Sieh,“ rief sie dann, „da kommt eine, die hat ein Verhältnis, das sieht man ihren Augen an.“ Sie nannte sich einen „gesunden Kerl“ und hatte ein unausstehliches Mitleid mit allen, die noch nicht so weit waren. Das war das Verdienst Viktors. Im Mitleid war er besonders stark. „Sieh dort,“ rief er etwa in der Gasse, „jenes arme Mädchen, es hat gewiß noch nie geküßt. Das kann mich recht traurig

machen." Das Wichtigste und Schwerste nicht zu vergessen: Plötzlich wußte Frieda ein System, wie man eins — zwei jemand mit den Augen verschlingt.

Bald aber trat eine Änderung in der Liebschaft ein. Viktor fragte sie, was sie eigentlich über das „Lieben en gros" denke. Darüber dachte sie nichts. Aber sie sollte darüber was denken. Er beharrte darauf.

„Gut. Was heißt denn also ‚Lieben en gros'?"

„Wenn ich zum Beispiel noch jemand anders liebte außer dir."

„Da würde ich sehr traurig werden."

„Versteh mich recht," sagte er und legte ihr dar, wie absurd die Eifersucht sei. „Ich liebe dich ja seelisch. Besäße ich ein zweites Mädchen, so würde ich dich deswegen kein bißchen weniger gern haben."

„Aber ich will seelisch und nicht seelisch und überhaupt ganz allein geliebt werden."

Er mußte die Sache anders anpacken. Er fragte sie auf der Straße, wenn ein Mann ihr Interesse erweckte: „Gefällt er dir?" Sagte sie Ja, so rief er: „Sieh, ich bin doch auch nicht eifersüchtig." — Das war wirklich etwas Außergewöhnliches. Sie glaubte es erst einfach nicht. Um ihn zu prüfen, tat sie, als wäre sie plötzlich in den oder jenen, der ihnen begegnete, mit einem Schlag verliebt, und schaute sich eifrig um, so

daß Viktor an ihrem Arm es merken mußte. Doch Viktor lächelte. Sie fand das zwar „edel“ von ihm, wurde aber ganz melancholisch.

Viktor begegnete ihr zuweilen, wenn sie mit ihren Freundinnen spazieren ging, und sagte dann hernach zu ihr: „Die waren sehr lieb.“ Frieda gewöhnte sich daran, die Freundinnen von ihm „lieb“ nennen zu hören. Was an ihnen denn so besonders „lieb“ war, das mußte ihr erst der lächelnde Viktor erklären. Eines Tages verlangte er, daß sie ihn mit der „liebsten“ von ihnen bekanntmache. Sie sträubte sich und war in der nächsten Zeit sehr traurig. Wenn sie so schwermütig dreinblickte, fragte er: „Mein Kind, warum so ernst?“ — Sie sagte es. — „Aber Liebling,“ rief er, und bewies ihr, daß er sie doch mehr seelisch liebe, worauf doch alles ankomme und daß ... „Ja,“ lächelte sie trübe.

Sie wurde immer schweigsamer. Er mußte immer häufiger auf ernste Weise zu ihr sagen: „Du machst mir sehr Sorge“, oder: „Raff' dich aus diesem Traumleben auf. Wenn ich Ladenmädchen wäre, so hätte ich mindestens drei bis vier nette Burschen.“ Er wurde selber ganz gequält, plagte sie und jammerte: „Ich bin nervös, ich bin nervös, vielleicht zu nervös, das kann ich nicht beurteilen, aber meine künstlerische

Tätigkeit strengt meinen Kopf an, nun kommst du zum Übermaß mit deiner Hypochondrie, während ich doch der Aufmunterung bedürfte." (Er hatte sich als Dichter ausgegeben, als er Frieda kennen lernte, wahrscheinlich, weil er dem Mädchen, das Bücher verkaufte, dadurch am ehesten zu imponieren glaubte, und blieb bei dieser Angabe.) Zuletzt aber verbot er ihr einfach die Traurigkeit und daß sie ihn damit anöde. Oh, er hatte nicht Erbarmen. Wenn sie finster dreinschaute, mußte sie ihn dennoch küssen. Kehrte sie den Kopf zur Seite, so drehte er ihn kurzweg wiederum nach vorn. Sie sollte ihm Kosenamen geben und wollte nicht. Das war ihr ja gerade das schwerste. Er aber ließ nicht ab. Sie antwortete auf seine Frage: „Hast du mich lieb?" sehr ungern mit dem nüchternen Ja. Er sah es doch daran, daß sie sich hingab, was fragte er noch? Er fragte aber und wurde sehr böse und schließlich wehmütig, so daß sie endlich punkt und kalt ja sprach. — „Ist das der Dank," rief er hierauf, „daß ich dich Tag für Tag mit allen Kosenamen vom Hasen bis zum Kamel benenne?" Und er brachte es in der Tat dazu, daß sie ihn mit finstern Brauen auch so titulierte.

Sie vermochte nicht mehr loszukommen. Wenn er sagte: „Du hast einen großen Freund, drum profi-

tiere", so schämte sie sich, daß sie ein so dummes Mädchen war, so ekelhaft kleinlich, verglichen mit ihm.

Zuweilen hatte sie ganz rührende Ideen. Sie meinte, sie könnte vielleicht beitragen, ihn groß und unsterblich zu machen. Er wurde dadurch etwas verlegen, ging aber schließlich doch auf ihre Pläne ein, baute mit ihr Luftschlösser, um sie zuletzt gleichwohl auf alte Art und Weise zu verführen mit den Liedchen und Müsterchen, die sie so haßte, die sie zu großen Dichtungen umändern wollte, das arme Kind. Er lehrte sie so rohe Sachen. Wenn sie den Kopf verbarg, so rügte er: „Aber mein Herz, weißt du nicht, daß, was man mit Liebe tut, nicht häßlich sein kann, sei es, was es wolle?"

Zuletzt wurde sie krank im Sinn und konnte so sonderbar blicken, daß er ganz angstvoll fragte: „Kind, was ist dir?" Einmal fing die finster Dreinstarrende plötzlich zu lachen an. Er schrak zusammen und wurde totenblaß. „Warum bist du so seltsam? — Sag's," schmeichelte er.

„Ach, ich zählte die Flecken hier an der Wand und konnte doch nie herausbekommen, wieviel ihrer sind, zählte, glaub' ich, schon eine Ewigkeit, und nun merk' ich, daß die Wand ganz fleckenlos und rein ist."

Er zitterte wie ein feiger Hund.

Ihr helfen aber tat er nicht. Er warnte sie nicht vor solchem Hinstarren, gab ihr kein Buch in die Hand und dachte nicht daran, ihr einige schöne Erinnerungen zu verschaffen. Er lehrte sie die Weisheit nicht, daß man durch Schmerz und Hingebung groß und tief wird und über alles wegkommt. Er lehrte sie nur süßliche Sachen und wollte nur eines, daß sie treulos und eine Dirne würde. Und das gelang ihm auch beinahe.

Er ging nämlich auf zwei Tage nach Dresden oder so wohin, wo er ein Mädchen oder zwei hatte, und deutete an, daß er diese lieben werde. Als er heimkehrte, fragte Frieda: „Wie geht's der kleinen E. und wie war die blonde D.?" Hierauf gestand sie, daß sie sehnsüchtig auf ihn gewartet hätte, und daß er ihr noch lieber geworden sei. „Hö ... hö ..," gurgelte er, „so siehst du also ein, wie lächerlich die Eifersucht ist. Aber wie manche Gelegenheit hab' ich deinetwegen nun schon versäumt!"

Jetzt fügte sie sich auch in das Gefürchtete ihn mit ihren Freundinnen bekannt zu machen, vor allem mit der „besonders lieben", aber auch mit den übrigen. Er drängte sehr. Immer, wenn er ihr zu zweit mit einem Mädchen begegnet war, fragte er: „Warum hast du mich denn nicht angehalten und vorgestellt?"

„Ja, willst du die? Ich meinte, die ‚besonders liebe'."

Endlich wurde verabredet, daß Frieda die Freundin in eines von Viktors beiden Zimmern zum Abendtee einladen sollte, während er im andern nebenan den Zeitpunkt abwartete, wo sie das Zeichen gab, hinüberzukommen; daß er einträte, bestürzt „ah pardon!“ riefe und fortführe: „Ich wollte nämlich nur ein Buch, das ich hier vergessen habe, holen“; daß er vorgestellt würde, zu plaudern anfinge, sehr angenehm plauderte und schließlich einen Spaziergang zu dritt vorschlüge. Draußen würde sich das übrige geben. Das war auf neun Uhr abends festgesetzt.

Am bestimmten Tage um halb neun saß Frieda bei Viktor auf dem Kanapee, und Viktor hatte sich's bequem gemacht, warum denn nicht? den Kragen abgelegt und ein altes Halstuch umgeschlungen.

Das Zimmer lag dem Hauseingang gegenüber.

Eben sagte Viktor: „Nun ist es Zeit, sich schön zu machen,“ da läutete es schon. Frieda sprang auf, hinaus und riß dabei die Tür sperrauf, so daß die Freundin Viktor sah im offnen Hemd. Er grinste verführerisch und entsetzt zugleich ihr grade ins Gesicht.

Frieda merkte nichts, ging mit der Gefährtin ins Nebenzimmer, plauderte dort, kochte Tee, machte alle die verabredeten Anstalten und wartete. Viktor aber kam nicht. Er war mit seiner Grimasse, die er fest-

gehalten hatte, vor den Spiegel getreten, hatte sich angeschaut, dann noch viel ärger gegrinst, gestöhnt: „Ich sehe wie ein Zulukaffer aus, pfui, pfui!" und fast geschluchzt. Oh wie schmerzte das! Er wollte sterben. Drum legte er sich bäuchlings auf das Bett.

Die Freundinnen schieden, und Frieda kam hinüber. Er lag noch immer auf dem Bett, doch auf dem Rücken, hatte die Augen geschlossen und gab nicht Antwort. Sein Gesicht war wie aus Stein. Endlich sagte er: Er hätte gegrinst wie ein Pavian, machte Frieda die bittersten Vorwürfe, jammerte, er wolle sterben, wand sich, ach, er konnte einfach nicht dran denken und legte sich wiederum auf den Bauch. Sie konnte ihn nicht mehr umdrehen.

„Du bist meiner Freundin gewiß anders vorgekommen," tröstete sie.

„Ach nein. Schweig', schweig'. Ich sah ihr Gesicht so gut im Korridorlicht. Es war ganz verzerrt vor Schreck."

„Mich fragte sie, wer der hübsche Herr gewesen sei."

Viktor erhob sich halb vom Kanapee. „Ist das wahr?"

„Ja."

„Ja?"

„Ja."

Viktor richtete sich vollends auf. „Warum hast du denn kein Zeichen gegeben, damit ich hinübergehen konnte?"

„Hundertmal hab' ich geklopft und gehustet."

„Ach, du liebst mich nicht."

Keine Antwort.

„Liebst du mich?" Keine Antwort. Endlich sagte sie leise: „Du weißt es ja."

Nach und nach wurde er wieder heiter. Er beschloß, den Versuch ein zweites Mal zu wagen mit einer andern Freundin. Und diesmal gelang er. Viktor konnte sich in einem glänzenderen Lichte zeigen. Die neue Freundin gewöhnte sich daran, den Tee bei Frieda zu trinken.

Eines Abends öffnete, wie verabredet worden war, Viktor statt Frieda die Tür, als es läutete, und sagte bedauernd: „Ihre Freundin ist leider noch nicht nach Hause gekommen. Aber vielleicht treten Sie, bis sie zurückkehrt, ein wenig bei mir ein."

Frieda wartete währenddem im Nebenzimmer. Sie hatte sich auf diese Stunde wohl vorbereitet: das Schlüsselloch der Verbindungstür freigelegt und bei Viktor Tisch und Stuhl so zurechtgerückt, daß sie grade auf sein Gesicht blicken konnte. Es war von der Lampe vorteilhaft beleuchtet. Dasjenige der Freundin blieb ihr verborgen. Sie sah nur immer seinen Kopf liebenswürdig sich drehen und wenden wie den eines Gimpels.

Es ging genau so zu wie damals, da sie zuerst bei ihm gewesen war. So glänzend wie damals waren seine Augen, so starr sein Schnurrbart und so gewinnend sein Lächeln. Und wie damals sagte er auch jetzt urplötzlich: „Ich möchte Ihnen was vorlesen“, holte einen Gedichtband und las dieselben Verse, die ihr so hübsch erschienen waren. Sie sah seine Blicke forschen und reden. Sie horchte und spähte und hielt kaum Tränen, Schreie und Wutausbrüche zurück. Sie mußte sich zu Boden werfen. Ach, sie hatte Viktors Lehren schlecht erfaßt.

Jetzt hörte sie ihren Namen nennen. Sie spitzte das Ohr. „Sie sind viel hübscher,“ flüsterte Viktor, „ich liebe Sie Ihrer Seele wegen“ und streckte den Arm aus, o Qual... doch da hörte sie, daß die Freundin mit dem Stuhle wegrückte. „Du liebe,“ lachte sie in Tränen auf.

Jetzt rief Viktor, der fühlte, daß er für heute zu weit gegangen war: „Hörten Sie nicht Frieda kommen?“ Und Frieda öffnete leise die Tür und schmetterte sie wieder zu. Denn so war es verabredet. Gleich hernach klopfte die Freundin und trat ein. Jetzt war die Reihe an Viktor, das Ohr ans Schlüsselloch zu legen. Jedoch, er konnte nichts erlauschen, so leise war das Mädchenwispern. „Sehr verdächtig,“ dachte

er und ging nach kurzem Besinnen auch noch hinüber.

Die Mädchen hatten eben die Hüte aufgesetzt. Er bot seine Begleitung an. Sie schauten sich an und sagten wie aus einem Munde: „Es ist wirklich nicht nötig." — „Bitte, bitte doch," lächelte er. So zog man also ab.

Draußen gab er Frieda den Arm, fand aber plötzlich, es wäre hübsch, links und rechts geführt zu werden.

„So hängen Sie sich doch mit beiden Armen an Frieda," rief die Freundin schnippisch.

Das war entsetzlich. Viktors Herzschlag stoppte. Frieda spürte es, weil er sie heftig quetschte. Glücklicherweise ging man eben im Schatten einiger Bäume. Er sprach kein Wort. Was blieb ihm schließlich übrig, als sich nichts merken zu lassen? Vielleicht war es die Art des Mädchens, so zu reden. Es hatte ja ein keckes Stumpfnäschen und rote Haare. Sicherlich ...

Aber da sagte es plötzlich ganz brüsk Adieu und ging davon.

Er schwieg und kam sich sehr verlassen vor. Frieda aber fing zu plaudern an, denn sie spürte, daß er wiederum dem Sterbenwollen nahe war, und daß Trost gespendet werden mußte.

Am folgenden Tag fing er ohne Friedas Hilfe ein

Verhältnis an. Er sagte ihr nun immer häufiger, daß er nur ihre Seele liebe, und seine Liebe wurde doch von Tag zu Tag unbeseelter. Er ließ sie mehr und mehr empfinden, daß diese Liebe eine Gnade war, gab sie aber, wenn sie in Qualen vor dieser Gnade floh, doch nicht frei. Jetzt setzte er ihr, was er schon der Freundin gesagt hatte, auseinander, daß und warum sie nicht hübsch sei. Wie grämte sie sich, wenn sie im Spiegel ihr bleiches Antlitz neben seinem Bänkelsängergesicht erblickte. Sie rief: „Ich weiß, daß dir jedes Wort, das ich sage, weh tut." Er sagte nicht nein. Sie fuhr fort: „Ich weiß, daß dir jeder Blick und jede Bewegung von mir widerwärtig sind." Er rührte keine Miene. Gerade weil sie so demütig war, mochte er sie nicht mehr leiden.

Eines Morgens, als er mit ihr Arm in Arm durch den Park spazierte, begegnete ihnen unversehens Freund Müller, der natürlich lachte. Viktor suchte ihn deshalb noch am selben Tage in seiner Wohnung auf und stellte ihn zur Rede. „Müller," sagte er, „wenn Sie mir nächstens auf der Straße begegnen, so schneiden Sie keine Grimassen. Müller, Sie grinsen auch jetzt noch. Sie beleidigen mich. Sollten Sie etwa die abstoßende Häßlichkeit des Mädchens nicht bemerkt haben? Na? Trauen Sie mir einen so schlechten

Geschmack zu?" — Müller glaubte schließlich an Friedas Häßlichkeit, Viktor auch, und Frieda, der er das Gespräch wörtlich nacherzählte, ebenfalls.

Hierauf ließ er sich einige Tage nicht sehen. Statt seiner aber erschien plötzlich ein großer Mann, erklärte, daß der Freund verreist sei, und daß er Grüße auszurichten habe. Er entfaltete einen Brief und las dessen Schlußsatz vor, der lautete: „Gehn Sie doch einmal zu meiner Freundin, grüßen Sie sie und drücken Sie dem lieben Geschöpf einen Kuß von mir auf die Stirn ..."

Das geschah zwar nicht, deswegen aber war der Brief gleichwohl ein Kupplerbrief.

Nun konnte sie in der Einsamkeit alles Erlebte überdenken. Käme das frühere Leben, das so reich gewesen war, doch zurück. Welch hohe Dinge, über den Tod, über die Unsterblichkeit hatte sie damals fassen können! Das gelang ihr jetzt nicht mehr. Sie war wie leer gebrannt. Nur kindisches Zeug fiel ihr ein. Sie erschrak immer mehr über Viktors weibische Kleinlichkeit. „Oh kehrte er nie mehr zurück!" flehte sie.

Aber da war er schon, liebedurstiger als je. Gleich am ersten Tag gab es eine Bonbongeschichte. Er brachte eine Düte mit. Sie sollte den Mund aufsperren, die Augen schließen und raten, was er hin-

einstecke. Sie wollte aber nicht und brauste schließlich zornig auf.

„Schrecklich, schrecklich," klagte er, „wie sich deine Liebe geändert hat! So böse Blicke wirfst du mir zu."

Aber ganz sich zu befreien, das vermochte sie immer noch nicht. An diesem Tage kam sie zu Sophie und hatte ein gequältes, scheues Gesicht.

„Haben Sie ein schlechtes Gewissen?" fragte Sophie.

„Das hab' ich immer."

Doch endlich gestand sie alles und flehte: „Helfen Sie mir. Ich fürchte mich so vor heute abend."

Sophie hieß sie an den Schreibtisch sitzen und Viktor den Abschiedsbrief schreiben. Wie hatte sie darin Mitleid mit dem Geliebten! Unzählige Male bat sie ihn um Verzeihung und flehte, daß er doch wenigstens ihr Freund bleiben möge, nur ein bißchen Geduld mit ihr habe und ihr erlaube, ihn dennoch hie und da zu besuchen.

Sophie zerriß das Blatt in Fetzen und diktierte die nötige Zeile.

Die Antwort kam per Eilpost und bestimmte Ort und Zeit einer Besprechung. Viktor liebte sie natürlich jetzt wieder. Aber Frieda konnte nun schon lachen.

Den Schluß der Geschichte hatte Sophie im Hause des Privatdozenten, das am Ausgang des Dorfes stand, erzählt. Der Hauptschmuck dieser zierlichen Villa war eine Laube, überwuchert von rostroten Winden, deren weite Kelche sich am spärlichen, schräg einfallenden Lichte der Herbstsonne begnügten. Von dieser Laube aus, in die Sophie und ihr Freund sich setzten, überschaute man die ausgedehnten Anlagen einer Gärtnerei. Der leichte Reif, der diesen Morgen gefallen war, hatte sie völlig verödet. Er hatte das Obstbaumwäldchen entlaubt und gemahnt, die letzte Frucht zu sammeln, die Rosen zu schützen und die Fuchsien, Geranien und Lantanen im Gewächskeller zu bergen. Er hatte die ganze Gärtnersfamilie auf die Beine gebracht. Der Mann grub die Beete um. Die Frau heimste Kohlköpfe ein. Die größern Kinder suchten die Pfähle zusammen, banden sie in Bündel und schleppten diese eilig weg. Die kleinern saßen auf den höchsten Gabelungen der Bäume und schüttelten auch die hartnäckigste Birne hinunter. Die kleinsten stürzten sich darauf, legten sie in ein Feuerchen, tanzten und balgten sich im Vorgenuß. Dies Gehen und Kommen, diese eilige Bewegtheit machte die herbstliche Verlassenheit des Gartens nur noch auffälliger.

Wenn man dieses Bild ins Seelische übersetzt, so hat man eine Ahnung, wie es im Herzen des Privatdozenten aussah. Die Geister der Geschichte, die Sophie erzählt hatte, räumten mit allen heiteren, lebensfreudigen und hoffnungsvollen Gefühlen in seiner Seele auf.

Er verließ die Freundin und trat in ein helles Zimmer, dessen eine Wand von einer prächtigen Bibliothek verdeckt wurde, während die gegenüberliegende als einzigen Schmuck ein dunkelgrünes, erhabenes Viereck zeigte, in das ein weißer Tempel eingegraben war, dessen Formen die höchste Harmonie ausstrahlten. Nachdem er einige Minuten davor verweilt hatte, verschwand das peinliche Gefühl aus seiner Brust.

„Der Vorwurf, daß ich wie ein gewöhnlicher Verführer gehandelt habe, kann mich nicht treffen," sprach er zu sich. Er wandte sich um und schloß ein Pult auf, dem er ein Kuvert entnahm, worauf die Worte standen:

Durch Güte und Treue
wird Missetat versöhnt.

„Gleichwohl," so fuhr er fort, „will ich nun einmal wissen, ob ich von einem Weibe verurteilt werden kann. Ich will Sophie meine Geschichte vorlesen und

in ihren Mienen mein Urteil lesen. Ja, sie soll mich richten."

Er öffnete das Kuvert, entfaltete einige Bogen Papier, kehrte damit zu Sophie zurück und sprach zu ihr:

„Sie haben so vieles über die Roheit gesagt, was diese verächtlich macht, daß Sie nun auch ihren Nutzen kennen lernen müssen. — Sie sind der erste Mensch, dem ich diese Geschichte vorlesen möchte. Ich schrieb sie schon vor einiger Zeit und meinte es in einem leichten Tone tun zu sollen, um die Lacher auf meine Seite zu bringen, vielleicht aber auch deshalb, weil der Hoffnungslose das Lachen zu gewissen Zeiten nötig hat, wenn er nicht zugrunde gehen soll. Nachdem ich das vorausgeschickt habe, hoffe ich, daß Ihnen mein Humor kein Unbehagen bereitet."

Sechstes Kapitel

Felix ging mit einem jungen Mädchen, das er vor einigen Tagen kennen gelernt hatte, in der Nähe der Stadt spazieren. Sie nahm seinen Arm, verlängerte ein wenig die Schritte und schaute mit glücklich erhobenem Kopfe zu den Baumkronen empor, worin die Vögel sangen. Sie entdeckte einen von

ihnen, wies mit dem rechten, dem freien Arm hinauf, mit dem linken aber schmiegte sie sich hingebender an, denn der Anblick des Vogels, dessen Leib vor Begeisterung erbebte, machte sie sehr zart.

Der junge Mann jedoch tat, was er später seine „äußere Roheit" nannte. Er wurde zum ersten Mal im Leben gewahr, daß er Macht über einen Menschen besaß. Hieraus entsprang der wilde Wunsch, das Fräulein jäh herumzureißen und einige Schritte fortzuschleppen. Sie ließ es geschehen und ließ sich sogar küssen, was er gleichfalls auf unnötig gewaltsame Weise tat. — Dann aber riß sie sich plötzlich los. Eine leere Stadtkutsche rollte heran. Und weil es gegen Abend ging und Zeit war, in die Stadt zurückzukehren, winkte sie dem Kutscher, und beide stiegen ein.

Sie machte sich über sein Betragen nicht viel Gedanken, sondern gab sich der Betrachtung der wechselnden Landschaften, durch die der offene Wagen fuhr, mit ganzer Seele hin. Hätte er sein Schauen mit dem ihren vereint, so wäre die friedliche Harmonie wiederum hergestellt gewesen. Statt dessen beging er, nachdem er eine Weile ihr seitlich abgewandtes Gesicht scharf gemustert hatte, seine „innere Roheit", indem er ihr darlegte, was für ein schwaches Geschöpf sie eigentlich sei.

„Seltsam," sprach er, „wie haltlos du im Grunde bist! Du erbarmst mich ganz, armes Schaf. Nun — an mir liegt's jetzt, dir das verlorene Selbstgefühl wiederum zu verschaffen. Das kann nur dadurch geschehen, daß ich für zwei denke und dir sozusagen die Hälfte meines Willens schenke, oh ich werde dir unerschöpflich geben ..."

So und ähnlich redete er bis zur Stadt und bis das Fräulein plötzlich sagte: „Ich sehe, daß ich mich zu hoch verstiegen habe, Sie sind zu edel für mich, deshalb muß ich hinuntersteigen, adieu" ... und aus der Kutsche sprang.

Dies Erlebnis wurde von der Erinnerung nicht verschönert und nicht einmal gemildert. Wenn das Mädchen ein volles Gesicht und einen festen Gang gehabt hätte, so wäre der Vorwurf der Roheit vielleicht bald erloschen. Sie besaß aber schmale Wangen und kindlich bewegliche Schultern. Je zarter das Bild wurde, um so mehr quälte es. Selbst die leichte Bluse, die sie getragen hatte und die von seinen Armen so zerknüllt worden war, bereitete ihm Schmerz. Er hatte ihr das schwebende Glücksgefühl zerstört, das sie bekam, als sie dem kreisenden Weih mit den Blicken folgte, und den lieblichen Spaß verdorben, den ihr

die Fasanen machten, die über den Weg spazierten. „Ich habe das Zarteste in ihr zerstört," sagte er voll Qual. Er verzerrte sein Gesicht in der reizendsten Gegend und über dem interessantesten Buch. Ganz unerträglich war es auch für ihn, Liebesleute zu sehen, die sich ehrfurchtsvoll und zärtlich behandelten und ihm dadurch sagten, wie er hätte sein sollen. Das waren die Folgen der „äußern Roheit".

Mehr noch machte ihm die „innere" zu schaffen. Sie verleidete ihm zuweilen fast den Beruf. Er war nämlich Privatdozent und hielt ein Kolleg über Pädagogie. Die Reden über die Schwachheit des Weibes, die er damals geführt hatte und die er sich unaufhörlich wiederholte, machten ihn oft dämonisch auflachen, manchmal sogar ganz plötzlich mitten im Vortrag vor der kleinen Zuhörerschaft, die sich dadurch ganz sonderbar berührt fand. Das Bitterste war, daß diese Reden gar nicht seinem Kopfe entstammten. Er mußte sie irgendwo gelesen haben und konnte nicht begreifen, weshalb er sie nur losgelassen hatte. Denn er dachte sonst verehrend von dem weiblichen Geschlecht. Die Frauen waren ihm höhere Wesen.

Indem er nun beständig nach Qualen suchte, um die Roheit abzubüßen, fiel ihm ein, daß die gerechteste Strafe doch eben darin bestand, daß er in den Augen

der Geliebten ein Rohling war. Der Mensch, der ihm am teuersten war, sollte ihn für ewig verachten. Das war zwar hart, aber es machte das Herz wiederum stolz. Er fühlte sich befreit. Und als ihm eines Tages im Gespräch ein hübsches Mädchen sagte, er sei so feinfühlig, da kam er zu dem Ergebnis, daß nicht nur alles abgetan und überwunden, sondern sogar gut genannt werden müsse. Die Roheit hatte ihn zarter gemacht. „Nur nie Reue haben," sprach er, „sondern sofort die Tat tun, die das Bild der verbrecherischen Stunde austilgt." Worin bestand aber diese Tat? — Doch darin, daß er den Mädchen, die ihm hinfort begegneten im Leben, doppelt freundlich in die Augen schaute.

Er täuschte sich aber, wenn er glaubte, daß dies genügte, um das Erlebnis ungeschehen zu machen.

Eines Abends nämlich ging er in den Vortrag eines Herrn, der, mit einer Badehose bekleidet, zeigte, wie man sein Leben durch bestimmte Körperübungen verlängern und verschönern konnte. In der vordersten Reihe des Publikums, unter lauter jungen Männern, entdeckte Felix plötzlich seine frühere Freundin. Sie unterhielt sich mit dem größten und stärksten von ihnen, gab ihm, als der Vortrag zu Ende war, den Arm und verschwand, umringt von der Schar der

andern. Dieser neue Liebhaber war ein Mann von herkulischem Bau. Felix sah ihn nur von der Rückseite und schloß sofort auf ein grobes Innenleben. Als er, nach Hause gekommen, ein Buch ergriff, um sich abzulenken, war es Rousseaus neue Heloise, und der erste Satz, den er las, der Ausruf Julies: „Wie wäre ich imstande gewesen, einem andern Liebhaber einen Widerstand entgegenzusetzen, den der erste schon überwunden hatte, und eine Scham, die sich bereits daran gewöhnt hatte, den Begierden zu erliegen?"

Der Gedanke formte sich in ihm, daß sie durch seine Roheit einen Begriff von der Liebe bekommen hatte, der sie großen Gefahren in die Arme führen mußte. „Sie hält mich für edel und tief," sprach er zu sich. „Ich hab' es ihr in langen Reden ja bewiesen. Das kann sie aber nur, wenn sie als selbstverständlich annimmt, daß auch die schönste Liebe roh sein muß oder wenn sie die Roheit überhaupt nicht mehr als solche empfindet. Ja, ja, es ist möglich, daß das Rohste sie nicht mehr erschreckt. Meine Roheit ist der Grund, daß sie die Männer nicht verachten kann, wenn es nötig ist, und daß sie infolgedessen Erlebnisse haben wird von den fürchterlichsten Folgen. Meine Roheit ist schuld an ihrem Schicksal."

Zwar sagte er sich zu gleicher Zeit, daß sie sicherlich schon ganz bestimmte Lebensmaximen gehabt hatte, bevor sie mit ihm bekannt geworden war, diejenigen nämlich eines Weibes, das die Gewohnheit und das Bedürfnis hat, sich einem Mannesarme anzuschmiegen. „Sie tat es vorher, sie wird es nachher tun, was geht's mich schließlich an? Aber halt," so unterbrach er sich, „auf diese Weise dürfte ich nur reden, wenn ich rein und zart gewesen wäre. Sie hatte vielleicht wirklich etwas leichte Gedanken über die Liebe. Aber dann hätte meine Bekanntschaft sie eben vertiefen müssen. War das der Fall? Nein! Gerade darin bestand doch meine Roheit, daß ich sie nicht genug verehren konnte noch wollte. Und wenn ich auch jetzt noch so geringschätzig von ihr denke, so beweist das eben nichts, als daß ich auch jetzt noch roh bin."

Er fand sich schließlich von innen heraus gezwungen, ihr einen Brief zu schreiben, worin er seine Roheit unbarmherzig, aber ohne Sentimentalität darstellte, so, als hätte sie ein Fremder und nicht er verübt. Nur am Schlusse, wo er seiner Verehrung Ausdruck gab, ließ er die Empfindung mitsprechen. Sie antwortete nicht, was er als Zeichen nahm, daß sie ihm glaubte und ihn wirklich für den rohesten Menschen der Welt anschaute.

Nun wurde ihm wiederum wohler. Es gelang ihm, das Denken an die Roheit den Tag über zu lassen und sich der Arbeit hinzugeben. Nur abends, wenn andere Leute in Gesellschaft oder ins Theater gingen, nahm er die Erinnerung vor. Allmählich aber vermochte er sich dieser gegenüber unbewegt und gleichgültig zu verhalten und schließlich sogar zu lächeln. Nach zwei Jahren schaltete er aus seinem Leben sogar das karge Erinnerungsstündchen aus. Er sagte sich, daß auch die Freundin über seine Reue, die gegenstandslos geworden war, lachen müßte.

Es war aber noch nicht alles im reinen. Eines Morgens nämlich nahm er eine illustrierte Zeitschrift zur Hand und erkannte in einer viermal abgebildeten Turnerin die Freundin. Sie trug eine kurze Turnhose und schwarze Strümpfe, die über die Knie reichten, sowie ein leichtes Hemdchen, das die Arme frei ließ. Auf dem ersten Bildchen machte sie einen Kniebeugeausfall gegen links, auf dem zweiten einen solchen gegen rechts, auf dem dritten lag sie lang am Boden, auf dem vierten, einer Rückansicht, verweilte das Auge besonders gern und heiter, denn es konnte konstatieren, welch großes und glänzendes Stück Tuch zu der Hose gebraucht worden war. Felix aber wurde von der bänglichsten Schwermut durchzuckt. Ein kleiner Aufsatz

nebenan, der davon handelte, wie der weibliche Körper durch gewisse Übungen veredelt und gekräftigt werden kann und für die turnende Dame ein begeistertes Lob bedeutete, vermochte seine Traurigkeit nicht zu heben, besonders da sich im Vordergrund der Bilder zwei bis drei Reihen von Männerköpfen, meist Glatzen, beschienen vom Rampenlicht, befanden.

Jetzt wußte er, warum er keine Antwort auf seinen Brief bekommen hatte. Sie wollte eben frei und ungehindert sein. Aber darin irrte er sich. Es verhielt sich ganz anders. Sie war vielmehr schon lange verheiratet und zwar mit jenem großen Manne, an dessen Seite sie den Vortrag des Herrn in der Badehose angehört hatte. Ihr Gatte war ein geachteter Lehrer und außerdem Leiter einer Turnerschaft, die aus jenen Jünglingen bestand, die damals das Paar umringt und begleitet hatten. An jenem selben Abend noch besprachen und wiederholten die Eheleute die geschauten Übungen. Er empfahl ihr begeistert das Beinschwingen. Jedoch sie klagte: „Es renkt meine Hüfte aus.“ Er massierte seinen Nacken. Sie aber sagte: „Wenn man davon nicht einen dicken Hals bekommt!“ — So kamen sie zur Einsicht, daß diese Bewegungen zu jäh und ruckhaft waren für das Frauengeschlecht. Sie suchten nach andern, erprobten sie,

formten nach und nach ein System, und es entstand zuletzt auf natürliche Weise der Gedanke und Begehr, das gut Gefundene und wohltätig Wirkende auch andern Menschen teilhaftig werden zu lassen, was erst vor einem kleinen geladenen Kreise, und als es Erfolg fand, auch öffentlich auf einer Reise durch Deutschland und die skandinavischen Länder geschah. Sie erwarben Beifall und Geld. Schließlich gründeten sie in Schweden ein Erziehungsinstitut.

Felix wußte von alledem nichts, denn es widerstrebte seiner innersten Natur, Nachforschungen irgendwelcher Art anzustellen.

Er mußte sich jetzt zu der Gewißheit durchringen, daß die Freundin durch ihre Übungen willensstark und innerlich schön würde. Zu diesem Zwecke betrachtete er die vier Bildchen immer wieder. Beim vierten, das hauptsächlich ein Kreisrund darstellte, wollte die Bangigkeit nicht weichen, und als sie wich, war die Geringschätzung da. Aber Geringschätzung wie Bangigkeit waren nur maskierte Roheiten. Ach und die Kugelreihe der Glatzköpfe! Und trotzdem, wenn es auch absurd erschiene, er mußte zu viel höherer Verehrung gelangen, er mußte sich sagen können: „Hat sich ein engelschöner Geist denn nach der Welt zu richten, auf die er niedersteigt? Keineswegs. Er hat

nur seine Schönheit offenbar zu machen. Was liegt an denen, die die Schönheit nicht begreifen und sie deshalb verspotten?" Kein anderer Gedanke durfte Zutritt haben zu seinem Herzen.

Aber auch das genügte noch nicht, um seine Brust mit Frieden zu erfüllen. Jetzt, da er zu lieben begann, fragte er sich, warum er sie nicht geheiratet hatte, und fragte sich weiterhin, was in diesem Falle denn seine Aufgabe gewesen wäre. „Nun, mit ihr zu arbeiten, zu essen und spazieren zu gehen." Von jetzt an dachte er sie stets an seiner Seite, besprach seine höchsten Gedanken mit ihr und begann Geld zu sparen, obwohl er ihren neuen Aufenthalt und Namen gar nicht wußte. „Die Hauptsache aber," so fuhr er fort, „wenn ich verheiratet wäre, bestände darin, immer verehrende und zärtliche Gefühle für sie zu hegen. Und diese Hauptsache kann mir niemand nehmen." Um rein an sie denken zu können, fand er es notwendig, nicht mehr ins Restaurant zu gehen, denn Wein und Tabak verschleierten immer ein wenig die Gedanken. Ferner machte es ihm ein großes Vergnügen, ihretwegen allen Menschen, die ihn zu sich einluden, kleine Absagebriefe zu schreiben. In seinem eigensten Glücke fühlte er sich nur, wenn er an die Geliebte denken durfte. Die andern Frauen rückten ihm hierbei

immer ferner. Er mochte sich nicht mehr vorstellen, was sie empfanden oder dachten, und schaute sie auf der Straße kaum mehr an. Seine Einsamkeit aber kam der Wissenschaft zugute, und seine Bücher, die in rascher Folge erschienen, begannen Epoche zu machen.

Sieben Jahre nach der Tat der Roheit reiste er nach Schweden auf einen Pädagogenkongreß. Als in den Verhandlungen eine zweitägige Pause eintrat, beschloß die Versammlung einer Einladung zu folgen, die von der Vorsteherschaft eines Mädcheninstituts an sie ergangen war. Dieses Mädcheninstitut befand sich auf einer Anhöhe nahe der Stadt. Hundert, meist ältere Herren pilgerten im Gehrock und Zylinder hinauf. Der Frühling war noch nicht weit vorgeschritten. Die durchsichtig belaubten Alleen und Wäldchen ließen den freiesten Ausblick zu. Im Rücken hatte man das Meer, vor sich das ansteigende grüne Hügelland. Aber die Herren waren nicht sonderlich der Natur zugewandt, sondern rauchten und unterhielten sich von den Sitzungen. Der eine bereitete widerwillig eine Rede vor, der andere dachte ärgerlich einer gehaltenen nach, fast alle waren etwas verdrießlich, weil ihnen durch den Besuch ein ganzer Nachmittag geraubt wurde. Die Frühlingssonne vermochte, so

schmeichelnd sie zu Werke ging, nicht bis in ihr Innerstes zu dringen.

Als das weiße Gebäude sichtbar wurde, kamen ihnen ein großer, freundlicher Herr und eine antik gekleidete Frau entgegen, vor der sich die alten Professoren unwillkürlich auslöschten, wie man vor griechischen Statuen tut, um die Schönheit rein und restlos in sich aufzunehmen. Felix erkannte die Freundin und ihren Liebhaber. Dieser erweckte mehr den Eindruck des Kameraden als des Gatten. Er war ein einfacher und sympathischer Mensch. Sie schien größer geworden zu sein. Ihre Gestalt war voller und doch freier. Sie lächelte nüanzierter. In ihrem Benehmen war, trotz aller anmutigen Unbefangenheit, eine gewisse Klugheit, die Felix sofort von seiner Roheit herleitete. Er hielt sich, um nicht bemerkt zu werden, im Hintergrunde. Nun bat sie, daß man ihr folge. Die Art, wie sie die Büsche längs des Weges auseinanderbog, damit die Zweiglein nicht dem ehrwürdigen Präsidenten, der als erster hinter ihr schritt, ins Gesicht schlügen, war noch die nämliche wie vor sieben Jahren. Sie führte die Gesellschaft auf eine freie Wiese, die mit weichem, kurzgeschorenem Parkgras bewachsen war, und hieß sie auf den provisorisch aufgeschlagenen reinlichen Bänken Platz nehmen. Der

Gatte entfernte sich hierauf. Eine angenehme Musik hob an.

Die Herren legten gern die leichten Mäntel vom Arm. Denn sie waren in einiger Mattigkeit durch den warmen Tag. Sie stellten die schweren Beine ab, und wie sie nun wie Blöcke dasaßen, schwebte ein Zug von acht- bis dreizehnjährigen herrlichen Mädchen heran, im leichten Turngewand.

Man möge sich zwanzig junge Bäume verschiedener Art, je eine Buche, eine Esche, eine Eiche, eine Pappel, einen Weidenbaum in ihren Kinderzeiten vorstellen. Jeder erfüllt uns mit einer andern, reinen und erfrischenden Kraft, jeder mit der Empfindung des sorglosesten und zartesten Wachstums, welche Gefühle immer süßer anschwellen, so daß wir sie stets in in unserer Brust haben möchten ... so war den Männern zumute, als die Mädchen auf sie zuflogen mit langen Schritten und weit ausgebreiteten Armen. Nah gekommen, wandten sie sich und hüpften davon, so daß die Freude des Herzens etwas sank. Aber sie kehrten zurück und offenbarten sich in immer entzückenderen Spielen. Das war die Begrüßung.

Hierauf gab die Lehrerin sie frei und ließ sie eigene Spiele wählen, wobei man den Charakter eines jeden Kindes noch viel besser kennen lernte. Einige schmiegten

sich zärtlich und verehrend der Lehrerin an und machten an ihren Armen den Rundgang mit, der nun durch die Räumlichkeiten des Gebäudes begann. Hierbei entspann sich zwischen ihr und dem weißhaarigen Präsidenten ein Gespräch, das Felix mitanhörte.

„Die körperlichen Übungen werden zu geistigen," sagte sie. „Wir lehren das Kind, daß es durch einen aufrechten Gang sich innerliche Gradheit erwirbt und durch ein offenes Auge Gerechtigkeit. Sie spielen — und lernen denken. Der Fluß, worin sie baden, gibt nicht nur ihrem Körper, sondern auch dem Geiste vieles. Sie können die Vokabeln, die sie lernen müssen, besser behalten, wenn sie morgens eine Schwimmtour gemacht haben. Und schauen Sie, wie die freigewählten Spiele eines jeden Individualität begünstigen. Jetzt erst merkt man, ob ein Mädchen lieblich ungeschlachter deutscher Art ist oder beweglich wie ein Botticelliengel, und bei manchem entdeckt man, daß es einer Welt entstammt, von deren Dasein man bisher nichts ahnte. Das Ziehtau, die Hanteln, die Schaukelringe, die Keulen und der Barren, alles das hat einen inneren Wert."

Der weißhaarige Herr antwortete: „Ihre Schülerinnen lassen uns gleichsam in eine ferne Zukunft schauen, wo die Erde aller Schwere entkleidet ist. Ich

stelle mir vor, daß die Schar, die hier tanzt, in fünf bis sieben Jahren im ganzen Lande selber wirken wird. Oh es ist nicht auszudenken, was für ein Verdienst Sie sich erworben haben."

„Es war nur möglich, meine Herren, durch Ihre selbstlose und mühevolle Arbeit, die alles vorbereitete."

„Ich fragte mich bei meiner Arbeit oft, ob ich nicht eines Traumes wegen mich abquälte, den ich in mir trug. Jetzt aber ist es, als ob mir meine geheimsten Hoffnungen plötzlich realisiert von außen entgegenträten. Ich glaube, ich erlebe heute meinen schönsten Tag. — Wir alle sehen die Früchte unserer Arbeit, wir sehen sie, wie wir Äpfel und Birnen sehen, die in der Sonne reifen und rote Backen bekommen. Nein, ich bereue nicht, daß ich mir einen krummen Buckel anstudiert habe."

Der Gatte erschien. Sie drückte ihm voll Freude über die Ehrung und den Erfolg die Hand. Man empfand, wie ungeteilt sie ihn liebte.

Hierauf nahm man Abschied und trat den Rückweg an, den man freiwillig verlängerte, denn jetzt nahm jeder mit Entzücken das zarte Treiben des Frühlings wahr. Man fühlte sich wie durch ein leichtes Wehen von allem Lästigen befreit.

„Sie mußte damals den Eindruck einer Gier haben,

die keine Rücksicht auf feinere Seeleneigenschaften nimmt, und dadurch gewarnt und gefeit werden," sagte Felix zu sich, indem er sich zum letzten Male seiner Roheit anklagte. „Es mußte der Gedanke in ihr Platz greifen, daß die Frauen fürchterlich mißbraucht werden können. Dieses Gefühl war notwendig, wenn etwas Bedeutendes aus ihr werden sollte. Und wie konnte sie diese Empfindung anders bekommen als durch mich? Meine Roheit mußte sie in ihr wecken. Gewissen Menschen werden solche Ämter aufgetragen. — Ich aber habe mich durch Treue von jedem Vorwurf befreit. Daß ich im Grunde gar nicht roh bin, beweist der Umstand, daß es meine einzige Roheit war und bleiben wird."

Er pflückte eine Blume, deren Duft die nahen Berge ahnen ließ.

„Sicherlich," so fuhr er fort, „bin ich nicht roh. Sonst würden nicht die heiligsten Gefühle in mir überfließen, wenn ich diesen Blumenkelch betrachte. Nein! Ich wag's zu sagen: Gelobt sei meine schlimme Tat. Ohne die Roheit hätte ich nie die Liebe zu allem Zarten, was lebt, erlangt."

Er blieb, nachdem schon der Kongreß zu Ende war, noch einige Wochen in der Stadt, der Schülerinnen wegen, denen man an schönen Orten, auf den Hügeln,

bei den Quellen, stets begegnete. Alle glichen nämlich ein wenig seiner Freundin.

Dann kehrte er nach Deutschland zurück, wo er Bekanntschaft mit den Eltern der Geliebten schloß. In ihrem Hause geht er ein und aus, und hört, was seiner Seele den tiefsten Frieden gibt:

Es geht ihr gut!

Siebentes Kapitel

Der Privatdozent legte die Blätter weg und schwieg ein Weilchen. Dann hob er seine Stimme zu einem ernsten, innig beseelten Ton, den Sophie zum ersten Male vernahm, und sprach:

„Wenn ich mein Leben in der Erinnerung zurückgehe, so komme ich zu den verschiedenartigsten Menschen und Gesellschaftskreisen, zu Narren und Verbrechern, zu vielen Leuten, die Defekte in ihrem Gedanken- und Gefühlsleben haben. Unwillkürlich schließen sich an diese Erinnerungsbilder Empfindungen des Zornes, des Abscheus und der Selbstgerechtigkeit.

Dann aber gelange ich in meiner Rückschau zu der Geliebten, die ich roh behandelt habe. Hier schrecke ich auf aus meinem halbbewußten Erinnern. Hier

kommt mir in den Sinn: Du hast kein Recht, die Menschen zu verachten. Nicht dazu bist du da, daß du sie höhnst und richtest, sondern daß du ihnen gibst, was ihnen fehlt, daß du sie liebst. Denn ohne Liebe darfst du nie verlangen, daß die Geliebte deine Roheit dir verzeiht.

Nun gehe ich ein zweites Mal den Weg der Rückerinnerung. Aber dieses Mal habe ich bei den Bildern nicht mehr die Gefühle des rächenden Triumphes, nein! mein Denken ist liebevoll geworden. Es heilt, es fügt das Stückwerk zusammen, es wandelt die Welt zum Herrlichsten um. Denn alle Menschen gehen den Weg dessen, der ihnen verzeiht, den Weg der Liebe.

Wenn ich nie zu dem Orte der Umkehr alles meines Denkens, zu der Geliebten, gekommen wäre, dann würde ich noch immer mein halbbewußtes, töricht verurteilendes, hassendes Erinnern haben.

Drum dir, Geliebte, ob du auch fern von mir bist, ewiger Dank, drum dir der Ruhm, daß du mich zum Höchsten geführt hast!"

Nach einem längern Schweigen, währenddessen an Sophiens Seele die Bilder des eigenen Lebens vorübergezogen waren, sagte sie:

„Sie wissen nicht, wie glücklich Sie mich machen dadurch, daß Sie in Ihrer Freundin eine Verzeihende

sehen. Es ist dies sicherlich eine hohe Ehrung der Frauen überhaupt. Ich möchte Ihnen danken im Namen aller Frauen. Und zwar soll mein Dank nicht in Worten, sondern in Taten bestehen, darin nämlich, daß ich wie Ihre Freundin handle, daß auch ich verzeihe, was an mir getan worden ist. Nun hab' ich es gesagt. Ein Mann hat mein ganzes Leben vernichtet, so daß es zur Einöde wurde wie der Garten da draußen. Ein ganz abscheulicher Mann, hätte ich noch vor wenigen Stunden gesagt. Ich konnte ihn zwar vergessen, so daß er mir oft tagelang nicht in den Sinn kam. Aber das war nicht Verzeihung. Das war vielmehr ein grenzenloser Ekel, der ihn wegwies, sobald irgendein Umstand die Erinnerung an ihn weckte. Ich konnte seine Gegenwart nicht ertragen und verbannte ihn. Von allen Menschen, die ich achtete, verlangte ich dasselbe. Ich wünschte ihm also ewige Qual der Einsamkeit, ohne es zu ahnen, und richtete ihn dadurch fürchterlicher, als wenn ich stündlich voll Zorn an ihn gedacht hätte. Jetzt, da ich dieses eingesehen habe, fühle ich Scham und Schrecken in mir. Ich will ihn wiederum zurückrufen in mein Herz und jeden Tag ein Stündchen freundlich an ihn denken."

„Edle Freundin," sagte der Privatdozent und nahm ihre Hand, „Sie könnten dies?"

„Ich kann es,“ fuhr sie fort, „weil ich wieder an die Macht des Guten in jedem Menschen glaube. Und warum tu ich das? Weil Ihre Erzählung, weil Ihr Leben mir bewiesen hat, daß dieser Glaube auf der Wahrheit ruht.“

„Nun kommen Sie,“ rief er und zog sie an der Hand, die er immer noch hielt, die er währenddessen viele Male küßte, fort in das helle Zimmer, wo der Tempel stand. Hier verweilte er, stets Hand in Hand mit ihr, eine kurze Zeit in der Betrachtung des heiligen Gebäudes. Dann trat er heran und drückte auf eine Feder, so daß es sich öffnete wie die Flügel eines Altarbildes.

Ein Gemälde kam zum Vorschein, das seine Geliebte darstellte im Kreise ihrer Schülerinnen. Sie stand auf einem grünen Plane in einem antiken Gewande, dessen edle Falten die Erde berührten. Die Mädchen hatten einen Reigen um sie geschlungen. Wie belebt war die Wellenlinie der schlanken Arme! Wie heilig die jungen Körper! Wie süß die bloßen Füße, selber Blumen auf dem blumigen Rasen!

Er sprach: „Sie besitzt alles, was die Kinder besitzen. Aber sie besitzt noch mehr. Die Kinder sind froh, weil ein frisches Leben sie durchströmt. Meine Freundin aber ist froh, weil sie fröhlich macht. Sie möchte

nichts, als daß alle Menschen so glücklich sind wie sie. Sie schaut auf uns und will nichts anderes für uns, als daß wir uns des schönen Daseins freuen und andern dadurch Freude machen. — O Sophie, wenn Sie vorhin wahr gesprochen haben, wenn ich Ihr Leben freudiger machen kann, dann werden Sie mein Weib."

„Ich will es," sagte sie schlicht und drückte seine Hand.

„Oh ich empfinde es aus diesem einzigen Händedruck, wie reich an innern Gütern solch Zusammenhalten, solch Zusammenleben ist. Ich muß eine Frau haben, ich bin zur Ehe geschaffen. Ich weiß es wieder: In der Ehe werden die eigentlichen Werte geschaffen, und was ich sonst besitze, was ich sonst noch mir erwerben werde, es scheint mir jetzt wie in den Wind gestreut, es macht ja niemand Freude und ist niemand, mir selber nicht, zunutze. Je mehr ich sammelte, um so blasser wurde meine Seele. War mir doch immer, als ob mich selbst die hohen Freuden leerer machten. Wenn ich Musik gehört hatte, so war ich nachher traurig und wurde trostlos, weil ich niemand hingeben durfte die selig gefüllte Brust. Wärst du bei mir gewesen, an meiner Wange die deine, so würden Gedanken und Empfindungen in mir entsprungen sein,

wertvoll für das ganze Weltgeschehen. O Freundin, solche Gefühle flammen jetzt von meinem Herzen auf in die geistige Welt, erhöhen ihre Höhen, verherrlichen ihre Herrlichkeit. Angesehen lebe ich durch dich selbst unter Engeln."

„Ich sehe mich im Geiste, wie ich hätte werden müssen ohne dich," fuhr er fort, als sie wieder auf der Laube saßen, „gegen die Menschen immer krampfhafter in meiner Liebenswürdigkeit und in meinem Witze, damit jeder an die Heiterkeit meines Daseins glaubte, im Innern aber leer und öd, ewig spielend mit dem Trieb der Selbstvernichtung. O diese Begierde, uns selber zu vernichten, wenn irgendein Schicksal uns ohnmächtig gemacht hat. Du kennst sie auch. Wir beide kennen sie. Alleine müßten wir zugrunde gehen. Zusammen können wir uns retten. Da sind wir stark."

Vor ihnen machte sich der Gärtner mit einer majestätischen Blätterpflanze zu schaffen. Er hob sie behutsam aus der Erde mit zarter Schonung der knolligen Wurzeln, entfernte die dürren Blätter, damit die lebenden sich freier befänden, pflanzte sie in einen großen Topf und schickte sich an, sie in den Keller zu tragen. Als er das Interesse der beiden bemerkte, lud er sie ein, ihm zu folgen. Er führte sie in das Gewächshaus, dessen Räume bald heller, bald dunkler, bald

wärmer, bald kühler waren je nach den Pflanzen, die sie bargen. Jede Blume, jeder Strauch durfte ein Leben führen nach seinem eigensten Sein, das ganz genau erforscht worden war.

Von Zärtlichkeit ergriffen, standen sie still, wo Kästchen an Kästchen sich reihte voll schwärzlicher Erde, überflogen von dem sanftesten grünen Hauch. Aus diesem Hauche mußten einst entsprießen die blau und goldenen Teppiche der Pensees und Vergißmeinnicht. Voll Glücksahnungen schauten sie in die Schachteln der Blumenzwiebeln. Darinnen schlummerten schon die zauberischen Gestalten der Tulpen und der Hyazinthen. Sie entdeckten den ganzen Frühling, der seine Zeit erwartete. Bei jeder Knospe lenkten sie den Sinn ins eigene Innere, wo sie das gleiche köstliche Wachsen fanden. Auch hier gab's Bäume, übersät von roten Blüten. Auch hier standen zierliche Alleen von Fuchsien und Oleandern. Sie meinten, es sei leer, nun keimten schönere Gebilde als je in ihren Herzen.

Als sie hinaustraten und wieder die Zerstörung des Herbstes schauten, da war ihnen dieses Welken sinnvoll geworden. Der Tod war das rechte Mittel, ein viel höheres Leben heraufzuführen. Sie bemerkten jetzt erst, wie mitten in das Sterben das Leben

gepflanzt wurde. Schon wurde der Plan gemacht, in welcher Weise das Gartenland bebaut werden sollte. Schon wurden die abgeräumten Beete wiederum hergerichtet und mit Frühlingsblumen bepflanzt. Schon wurden die Bäume gepfropft. Da gab es keine Klage, die untätig der Verwesung nachstarrte. Das Leben war gar nicht erloschen. Es war zwar von den Feldern gewichen, zog aber in die unverzagten Herzen ein.

Der Gärtner erzählte manches über seinen Beruf und seine Familie. Besondere Freude gewährte es ihm, über die Verschiedenartigkeit seiner Kinder zu sprechen. Da war der älteste, ein Kaufmann, dem das Geschäft seinen Aufschwung verdankte. Ihm folgte ein Jüngling, der die Feldarbeiten über alles liebte. Eine Schwester besaß ein vorzügliches Talent im Blumenbinden. Eine andere verstand die merkwürdigsten Variationen von Zierpflanzen heranzuzüchten. So ging es fort bis zum jüngsten, das kaum auf den Füßen stehen konnte, das sich aber auszeichnete dadurch, daß es Nüsse im Laub, Birnen im Gras und Beeren in den Stauden entdeckte, wenn seine Geschwister längst alles durchlauft hatten.

Während man von ihm redete, kam es herangewackelt und überbrachte dem Vater mit der gelassensten und darum drolligsten Miene ein paar zerdrückte Him-

beeren, die eine große Seltenheit zu dieser Jahreszeit bedeuteten.

Sophie, die es auf den Schoß nahm, wurde nicht satt, es anzuschauen. Sie hatte fast ein wenig Ehrfurcht vor dem Kinde.

Achtes Kapitel

Es soll nun erzählt werden, wie dieses Glück des Gärtners, der den Tod dem Leben dienstbar zu machen verstand, durch einen großen Schmerz verdient worden war.

Eines Tages, vor zwanzig Jahren, als Frau Kohler in der Gärtnerei ihres Mannes hackte und pflanzte, fiel ihr kleines Kind hin und mußte im Weinen gestillt werden. Während sie das tat, dachte sie etwa: „Solch ein Kinderauge ist doch was andres als ein Mannesauge, von dem man nie recht weiß, was es will, das bald wie ein Sünderäuglein blitzt und bald wie ein frommes Kuhauge glotzt. Überhaupt so ein Mann! Hier den kleinen Hans mag ich immer gern streicheln, aber vom großen hab' ich nächstens genug. Der ist mir zuweilen doch etwas zu klotzig usw."

Der große Hans, der Gärtner Kohler, besaß freilich ein etwas ungeschlachtes Wesen, war aber sonst der bestgeartete Ehemann der Welt, und es muß betont werden, daß den auflehnenden Gedanken der Frau kein ungehöriges Betragen Kohlers vorangegangen war. Sie gab sich auch keine Rechenschaft, weshalb sie solche Sachen dachte. Um so gewissenhafter müssen sie berichtet werden. Denn es sind die ersten Anzeichen eines nahenden schweren Ehezwistes.

Der kleine Hans wuchs heran und blieb ein Kind, das auch weiterhin von allerlei Ungemach getroffen wurde. Heute fiel es vom Baum, morgen wurde es vom Hunde gebissen. Der Vater sah es deshalb als Nichtsnutz an, die Mutter aber als Unglücksvogel, und beide behandelten es demgemäß. Der Vater meinte, die Anfälle heftigen Schluchzens müßten durch Prügel, die Mutter glaubte, dürften nur durch Liebkosungen gestillt werden. Setzte nun der Vater seine Meinung rücksichtslos durch, so lachte ihn die Mutter aus oder rief in einem fort äh, wie man zu tun pflegt, wenn jemand was Unschickliches macht, und tat dies so lange, bis die Wut des Mannes auf sie übersprang. Hierauf floh sie zur Tür hinaus, in deren Nähe sie sich klugerweise schon vorher aufgestellt hatte. Später, wenn sein Zorn verraucht war, und er sich ihr wieder sanft=

mütig nahte wie ein Lamm, konnte sie nicht anders, als seine Liebkosungen mit abweisenden Gefühlen begleiten. So merkte er denn nach und nach, daß nicht mehr alles so war wie in den ersten Jahren der Ehe, was ihn aber nur veranlaßte, seine Strenge gegen den Knaben noch zu steigern.

Dessen Streiche vermehrten und verschlimmerten sich mit zunehmendem Alter. Er schnitt sich gern im jungen Wald ein Tännchen zu einem Peitschenstiel zurecht oder schälte eine Esche, um sich ein Waldhorn aus der saftigen Rinde zu drehen, und abends bei eintretender Dunkelheit saß er mit Vorliebe auf fremden Kirschbäumen. Das konnte den Gärtner in den fürchterlichsten Zorn bringen. Denn er fühlte die Wunde selbst, wenn er solch ein nacktes, seines grünen Kleides beraubtes Eschenstämmchen sah, und er spürte sich am eignen Dasein geschädigt bei der Betrachtung der mageren Kirschbäume, die nur deshalb verkümmerten, weil ein Schlingel auf ihnen herumritt, nachdem der abendliche Tau schon gefallen war.

Kohlers Gärtnerei befand sich in ländlicher Gegend, aber nahe der Stadt. Eine breite Straße führte hin, die mit Villen gesäumt war, deren Gärten alle von ihm gepflegt wurden. Eines Tages, als er die Runde machte, rief ihn die Eigentümerin des

prächtigsten Parkes, eine bejahrte und sehr vornehme Dame her, zeigte ihm drei Oleanderbäumchen, die von einigen Burschen aus Rache oder Übermut mit Äxten verhauen worden waren, und klagte: „Die Leute, die mich hassen, werfen meinem Schoßhündchen Steine nach oder verderben die Blumen in meinem Garten. Sie fühlen eben, wie innig das mit meiner Seele verwachsen ist. Ich muß mich nun immer fragen: Wer haßt mich denn so furchtbar, was für ein schrecklicher Mensch, der deshalb die reizenden Stämmchen zerstörte? Welch ein Unmensch muß es doch sein! Wenn mich einer mit dem Messer anfiele, ich würde es eher begreifen können ...“

Das war dem Gärtner aus dem Herzen gesprochen, und er gelobte der Frau, alles dranzusetzen, um den Täter zu entdecken. Zu Hause fand er Mutter und Kind im Garten und fing sogleich an, die Untat zu erzählen. Die unsicheren Augen des Knaben veranlaßten ihn zu fragen, ob er vielleicht um die Sache wisse. Hans floh, ohne zu antworten, davon. Der Vater packte eine Hacke und rannte ihm nach. Der Knabe schrie geradeheraus vor Entsetzen; denn es war fürchterlich für ihn, wie ihm der riesige Mann mit den gewaltigen Beinen nachraste; es war, als sauste ein Eisenbahnzug heran, vor dem es kein Ausweichen gab. Kurz bevor

er erreicht wurde, verlor er beinah die Besinnung, so daß er die Hiebe, die der Vater mit der Haue führte, kaum spürte. Er stand ganz leer da durch den Schrecken, den er auf der Flucht gehabt. Wohl aber fühlte die Mutter die Schläge und wimmerte unter jedem hilflos auf.

Endlich konnte Hans entwischen und versteckte sich im hintersten Winkel des Treibhauses, saß hier verkrümmt und unbeweglich, bis seine Angst verflogen war, und nahm hierauf eine Schwefelstange, die ihm ein Kamerad geschenkt hatte, aus der Tasche, beschaute und beroch sie und zündete sie schließlich an, nicht wissend, daß dies der Tod der zarten Frühjahrspflanzen sein würde. Als das letzte Stümpchen verbrannt war, schlief er ein und erwachte erst gegen Abend, wo er dann entdeckte, was für Verwüstungen er angerichtet hatte. Die Blätter und Zweige der Ziersträucher hingen schlaff zu Boden, und die prächtigen Blumenkronen der Tulpen, der Hyazinthen und der anderen blühenden Zwiebelgewächse waren in Farbe und Form ganz verdorben. Das maßlose Entsetzen, das ihn gepackt hatte, als ihm der Vater mit der Hacke nachgesprungen war, kehrte zurück. Er schlich aus dem Treibhaus und floh in den Wald. Als es nachtete, fing ihn zu frieren an, und er kam dem Hause wieder näher, wagte sich

aber nicht hinein und legte sich schließlich auf freiem Felde zum Schlafe nieder.

Die Eltern waren getrennt auf die Suche gegangen, und die Mutter fand ihn. Sie brachte ihn sofort zu Bette und richtete sich ein, die Nacht an seiner Seite zuzubringen; denn er fieberte. Die nächsten Tage durfte er nicht aufstehen, nicht weil ihm etwas fehlte, sondern weil sie den Gatten damit kränken wollte.

Kaum aber hatte er das Bett verlassen, so fiel er einer Masernepidemie, die in der Gegend ausgebrochen war, zum Opfer. Die Krankheit und der endliche Tod entzweite die Eltern vollends. Der Gärtner war immer froh, wenn er sich aus dem Krankenzimmer schleichen konnte. Denn das Kind hatte ein ganz seltsames Betragen gegen ihn: Es schaute nicht auf, solange er am Bett saß, gab die Hand nie, antwortete kaum und drehte sich am liebsten der Wand zu. Es war eben ein Kind, dachte er und ließ es sich nicht sonderlich schmerzen. Es fiel ihm nicht ein, sich einige Schuld an der Krankheit beizumessen. Das machte nun die Frau furchtbar böse, und sie fing an, genau so gegen ihn zu sein wie das Kind. Auch sie kehrte ihm den Rücken und schaute ihn nicht mehr an. Sie und ihr Kind gehörten zusammen. Was hatte er hier zu suchen? Sie bekam, sobald er in die Stube trat, harte

Falten in das hübsche, jugendliche Gesicht, die sich nur glätteten, wenn sie den Knaben betrachtete, die aber sofort wieder zurückkehrten, wenn sich der Mann irgendwie wichtig oder bemerkbar machte. Er hatte Hans gehaßt, als er noch fröhlich umhersprang. Drum sollte er ihn jetzt, da er leiden mußte, nicht lieben dürfen. „Geh' doch hinaus, hacke und mähe und pfeif' wie immer dumme Liedchen dazu. Nun, wird's bald?" rief sie in Gedanken und blickte ihn unwillig an. So ging er denn. Er arbeitete während der Tage, da das Kind krank war und starb, mehr als früher; und weil er früher schon immer fleißig gewesen war, konnte man sagen, daß er arbeitete wie ein Pferd. Nach dem Begräbnis atmete er erleichtert auf: Jetzt mußte es doch sicherlich endlich wieder anders werden.

Aber alles blieb wie vorher, und seine Frau tat, als ob er nicht auf der Welt wäre.

Der sterbende Hans hatte gerufen: „Ich will fort von hier, ich bang' mich so." Diese Worte wollten der Mutter nicht mehr aus dem Sinn. Sie schauten aus ihren Augen und ihren Gebärden. Aber der Gärtner hatte bald genug von diesem Getue: Sie konnte ihn doch nicht das ganze Leben hindurch so anschauen wie das sterbende Kind. Sie lag nicht im Fieber und wußte sehr wohl, daß sie nicht Angst zu haben brauchte

vor ihm. Sie war ein erwachsener Mensch und hatte Verstand. Also sollte sie auch danach handeln. Sie war nicht der einzige Mensch auf der Erde. Nein! Es mußte aufhören.

Er geriet nun auf die Idee, daß es das Beste wäre, wenn sie ein zweites Kind bekäme. „Nun sind wir wieder allein wie am Anfang der Ehe," dachte er. „Und es muß so schön wie damals werden." Die Gewohnheit, sie wie ein törichter Junge zu liebkosen, hatte er sowieso nur schwer abgelegt. So schritt er denn mit energischen Beinen im Garten auf und ab und tat tiefe Atemzüge, bis er genug Mut in sich hatte zum nötigen Tun. Hierauf suchte er die Frau und fand sie in der Küche, nahte sich fröhlich und legte den Arm um ihren Hals, vielleicht etwas gar zu stürmisch, denn sie entwand sich sogleich mit einer jähen, feindseligen Bewegung. Er aber ließ sie nicht, weil er meinte, Zärtlichkeit könnte seine Ungeschicklichkeit wieder gut machen, und weil er die Gelegenheit benutzen wollte. Hatte es Sinn, traurig zu sein? War es nicht lächerlich, an die schwere Vergangenheit zu denken, wenn die Gegenwart so schön war? Er wollte sich das Glück erzwingen. Weil sie ihre Arme nicht mehr brauchen konnte, brauchte sie wenigstens den Mund und rief: „Klotz."

„Klotz?"

„Ja Klotz."

Das kam ihm ganz wunderlich vor, denn er fühlte sich eben voll der zartesten Gefühle. Drum lachte er sie einfach aus. Er hatte ja den ganzen Vormittag, im Garten auf und ab gehend, Mut und Fröhlichkeit eingeatmet.

Da er seinen Arm nicht lockerte, rief sie: „Willst du mich etwa auch töten?"

Sofort löste er die zärtliche Umschlingung und fragte, ob sie damit meine, daß er schuld am Tode Hansens sei. Sie brachte es nicht über sich, nein zu antworten, obwohl sie wußte, daß er sich nichts vorzuwerfen hatte. Als er sich nun ähnlich einer nassen Katze davonmachte, stieg es in ihr wie eine bange Klage empor, daß sie den guten Gatten zurückgestoßen. Aber sie unterdrückte diese Regung und rief ihm noch nach: „Ja, Hans ist immer schwächlich gewesen, seit du ihn geschlagen hast, du roher Klotz."

Kohler ging in den Garten und nahm eine Hacke zur Hand, kam aber nicht zur ernstlichen Arbeit, weil er immer an das Erlebte denken mußte. Statt den Boden stetig und energisch umzugraben, klaubte er müßig an den Schollen herum. „Halt," fuhr er plötzlich auf, „riech ich vielleicht nach ...? Nein, nein, ich habe

heute ja nicht Mist geführt. Nun also, was gibt's eigentlich, was bedeutet dies beständige Ah-Rufen?" Er dachte jeder seiner Bewegungen nach. War er wirklich so klotzig gewesen? Ach, sie liebte ihn einfach nicht mehr. Freilich, lachte er auf, wenn sie ihn nicht leiden konnte, mußte er ihr roh erscheinen. Dann war aber das eben jetzt Verübte längst nicht sein rohestes Stücklein. Er dachte all die Jahre zurück, die er mit ihr verlebt hatte, und oh Schrecken, Sachen fielen ihm ein, schreckliche Sachen, falls sie ihn nicht liebte. Wie mußte sie ihn dann verachten! Aber wenn man verheiratet war, mußte man zusammenwohnen, und wenn man zusammenwohnte, so konnte man nicht anders, als sich anschauen und anreden. — „Ja, die Frau ist gut dran. Sie kann keine Roheit begehen, denn sie schweigt, sitzt da und wartet mit gesenkten Augen, bis man einen Witz macht; dann lächelt sie oder sagt ‚Pfui', wie's ihr beliebt. Aber der Mann hat es von der Natur bekommen, daß er seine Blicke keck verschickt. Es fallen ihm Dinge ein, zugegeben, sehr dumme Dinge, aber deswegen muß er sie doch tun. Doch niemals würde ich dies und das getan haben, wenn ich gewußt hätte, daß sie mich nicht mehr liebt ..."

Er vergaß ganz, daß er je anders als roh zu ihr gewesen war, und daß er ihr auch schöne und tiefe Erleb-

nisse vermittelt hatte. — Die sonntägliche Freude, die uns nach dem Begießen prächtiger Blumen erfüllt; die heitere Dankbarkeit, die der Anblick der obstbeladenen Bäume einflößt; die Genugtuung, den Tag gut ausgenützt zu haben ... alle diese Gefühle hatte er abends in die trauliche Stube zu seiner Frau gebracht, hatte seine Liebe damit geschmückt. Er wußte nichts mehr davon, er sah sich nur noch als Rohling.

In diesen Grübeleien gefangen, mochte und konnte er den Garten nicht mehr pflegen und überhaupt seinem Berufe nicht mehr nachgehen. — Als Gärtner mußte er auf Schritt und Tritt aufmerken und nachschauen, tätig sein und sich zu belehren suchen, die Kalender studieren und auf die Witterung achtgeben, die Marktberichte lesen und den Kollegen die neuesten Geschäftskniffe ablauschen, um sie wenn möglich noch zu übertrumpfen. Wo ihn der Zufall vorüberführte, in jedem Park und jeder Anlage, galt es, die Verhältnisse der Flächen und Massen, die Zusammenstellung der Sträucher, die Figuren und Farbenharmonien der Blumenbeete zu prüfen, wenn er sich den mühsam erworbenen Ruf eines Meisters bewahren wollte. Seine Meisterschaft beruhte einzig auf einem unermüdlichen Schauen. Dazu aber gehörte eine innerliche Heiterkeit und stetige Begeisterung. Er wurde von den Leuten nur

dann als Hausgärtner gewählt, wenn ihm ein freudiges und ehrliches Verständnis für ihre Gärten aus den Augen blickte. Was störte an diesem Gehölze? Mußte hier nicht eine Gruppe von Waldgeißbart stehen? Mit was für einem Geranke sollte die Laube bekleidet werden? Wie? Gitterrost an den Birnbäumen? — Statt solchen Fragen und Gedanken, wie sie das innige Betrachten und die Pflege der Pflanzen eingibt, nachzuhängen, brütete Kohler den ganzen Tag, und den nächsten, und überhaupt die folgende Zeit über seiner Roheit. Das führte ihn nicht vom Rosenstock zum Veilchenbeet, sondern in das halbzerfallene Holzhaus, wo er den Kopf in die Hände legte: Er mochte nichts mehr tun. Was gingen ihn die Pflanzen an? Nur nichts beobachten müssen. Nur nicht dran denken, was morgen zu tun war. Nur immer mit verborgenem Gesicht daliegen bis ans Ende der Welt.

Der Frau hatte ihr Betragen eine große Unruhe hinterlassen. War sie allein, so fühlte sie, daß sie sterben müßte, wenn es immer so weiterginge. Kam ihr aber der Mann zu Gesicht, so kehrten auch die bösen Gedanken zurück, und sie brachte es nicht über sich, ein Wort oder auch nur einen Blick der Versöhnung zu verschicken. Sie konnte einfach nicht sprechen. Ihr Mund war ihr wie von einer fremden Hand ver-

schlossen. Sah er sie an, so sagte sie ganz unwillkürlich zu sich: „Du hast mein Kind getötet," und schon tat sie hundert Dinge, die ihn quälen mußten. Sie besaß die rechten Folterinstrumente: Ihre Bewegungen waren Peitschenschläge und ihre Blicke Dolchstiche. Er floh einfach davon.

Aber auch allein fühlte er sich noch verfolgt und konnte deshalb keine Arbeit anfangen. Immer mußte er nachdenklich Blätter von den Pflanzen zupfen oder Steinchen nach der Ladenwand werfen und dabei töricht auflachen. Die einzige Rettung vor den Selbstvorwürfen war, auf die Straße zu gehen und auf und ab zu schlendern. Und weil am Rande der Straße ein Wirtshaus stand, trat er dort hinein. „Ich kann einfach nicht leben, wenn man mir solche Blicke zuschickt. Lieber mich abrackern bis aufs Blut," sagte er zur Entschuldigung. Bis heute nämlich war Kohler sehr mäßig im Trinken gewesen.

Das Dorf, in dem dies alles geschah, gehörte zu einem Landesstrich, wo ziemlich schlaff und gleichgültig gearbeitet wurde. Deshalb war Kohler schnell zu einigem Ansehen und ziemlichem Wohlhaben gelangt, so daß er sich in den Herrenschützenverein hatte aufnehmen lassen können, dem sonst nur Fabrikanten und Kaufleute, sowie der reiche Metzger, der kluge

Wirt, der Arzt und ein schriftführender Lehrer angehörten. Dieser Ehre mußte der Gärtner notwendigerweise verlustig gehen, wenn er zu trinken begann. Nicht weil Mäßigkeit ein Ziel des Vereines war, sondern weil sich ein kleiner Rausch nur schön macht bei einem vornehmen Herrn, aber nicht bei einem Gärtner, der allwöchentlich auf den Markt fährt, einem Hausierer also, einer Art Knecht oder Vagant sozusagen. Kohler aber begann zu trinken, konnte nicht anders als beginnen; denn er war innerlich schlaff und dürr wie ein trockener Schwamm. In den stets steckvollen Wirtshäusern war nun die beste Gelegenheit, den allgemeinen Schlendrian konzentriert einzusaugen.

Als seine Frau merkte, daß er sich veränderte, wurde sie noch härter und fing ihm sogar zu befehlen an. Ihre Worte bekamen einen bissigen Sinn, wie der Wein, der in einem Essigfaß war und den Stich erhielt. Sie hätte sich versöhnt, sagte sie zu sich, wenn er nicht ein Wirtshaushocker geworden wäre. Aber wie konnte sie es tun, seitdem er nach Bier roch?

Kohler fand sich nach und nach veranlaßt, auch wenn er nicht im Wirtshaus saß, zeitweilig einen Schluck zu nehmen, was er aus einer wanzenförmigen Flasche tat, die er beständig in der Brusttasche trug. Die leichtesten Arbeiten wurden ihm nämlich unendlich

schwer. Wenn er einen Korb oder Zuber zu tragen hatte, schien es ihm, als wollte es mit ihm tief in den Boden hinunter, und da konnte er nicht anders, als abstellen und wenigstens ein Fingerhütchen voll nehmen. Auch mußte er sich innerlich erwärmen, wenn er auf dem feuchten und kalten Erdreich hockte, was sich bei der Arbeit oftmals gab und was ihm von Tag zu Tag unangenehmer wurde. Und wo den Mut hernehmen, eine Leiter zu besteigen, wenn nicht aus der wanzenförmigen Flasche?

Weil er trank, arbeitete er vollständig blind. Er hackte und grub, aber mit denselben Gefühlen hätte er auch Holz spalten oder Wasser pumpen können. Die Rauschstimmung verdrängte alle Empfindungen, die ihm sonst der Liebreiz der Blumen, der Sonnenschein und der Vogelsang eingegeben hatten. Er war kein Gärtner mehr, sondern ein Erdarbeiter, der Schnaps trinkt. Aber er mußte trinken, da ist gar nichts einzuwenden. — Mit einem Weibchen und ohne ein solches müde von der Arbeit sein, das ist was ganz Verschiedenes. Mit einem: wie süß! da lohnt sich das Leben schon deshalb, weil man müde sein darf. Die Müdigkeit ist dann das Herrlichste, was es auf Erden gibt; denn man hat ja ein Weibchen, um an seiner Seite auszuruhen. Aber ohne: wie grauenhaft! da wird die

Müdigkeit zum Henker und zum Gespenst. Warum den Tag über arbeiten, wenn der Lohn, den man des Abends bekommt, Folter und Qual ist? Ein Held mag's aushalten, vielleicht, vielleicht auch nicht, denn wahrscheinlich haben nicht wenige Helden die müden und mutlosen Stunden bei einem Weibchen vertändelt. — Aber so ein Gärtner Kohler! Der ein Held? Ach wie lächerlich! Er seufzte ja auf beim geringsten Schmerz, er kannte kein Ziel, er fand von sich aus weder Ruhe, noch Freude, noch den kleinsten Antrieb zu irgendeinem Tun, und trug überdies einige Ideen im Schädel, die ihn geradezu auf gefährliche Handlungen bringen konnten, wenn er sie nicht vergaß und ersäufte im Rausch. Sobald er das Trinken ließ, versank er abgrundtief in sich. Dann fing er zu philosophieren an und starrte dabei in die volle, abgedeckte Düngrube, oder schnappte das Hagmesser auf und zu, als wollte er sich, statt die Hecke, kürzen. Er sah auf der Erde nichts als Dinge, sich zu töten. Im Rausche aber war er über solch sündhafte Gedanken erhaben. Dann wurde ihm leichter, dann wurde ihm fast froh zumute. Die Blicke und Gebärden der Frau schmerzten ihn nicht mehr. Sie kamen ihm im Gegenteil manchmal ganz komisch vor. Ja, es geschah nicht selten, daß er mit ausgebreiteten Armen auf die Gattin zuschwankte,

so daß sie fliehen mußte. Nun war er wirklich roh, und sie brauchte sich keine Vorwürfe mehr zu machen, daß sie ihn verächtlich behandelte, meinte sie. Denn er wollte sie nicht als Gärtner Kohler lieben, sondern als ganz gewöhnlicher, angetrunkener Erdarbeiter. Und wer würde sich da nicht bedanken?

Im Frühling hatte er die Roheit verübt, und jetzt war es bald Herbst. Es ging eilig bergabwärts mit ihm. Da er sich um nichts bekümmerte, mußte die Frau die Herrschaft im Hause übernehmen. Sie war es, die für die Hochzeitstage die Sträuße band und für die Trauerfeste die Kränze flocht, die Handkarren mit Gemüse oder Blumenstöcken belud und allein zu Markte fuhr, die Inserate in die Zeitungen setzte und mit Saaterbsen, Schmalensamen, Zwiebelgewächsen, Reps usw. handelte. Sie verwahrte aber auch alles Geld, das sie einnahm. Vom Manne begehrte sie nichts, ließ sich aber auch nichts nehmen. Da die Villenbesitzer seiner Nachlässigkeit wegen ihre Gärten anderen zu besorgen gaben, hatte er oft tagelang kein Geld, konnte also auch nicht trinken und strich dann im Wald umher. Denn zu Hause hielt er es einfach nicht mehr aus. Immer noch dachte er den rohen Erlebnissen nach und sah sich im Geist als ewig wechselnde Fratze. Oft, wenn er in einer Zeitung von

einem Erdbeben oder einem Kriege las, stöhnte er plötzlich auf, aber nicht wegen der Greueltaten, die berichtet wurden, sondern wegen einer dummen Bemerkung oder unbeherrschten Gebärde, die er sich entsann getan zu haben. Fort, nur fort von den Menschen und ihren Wohnungen.

Am liebsten weilte er am einsamen Ufer des nahen Flusses, das meilenweit mit niederem Buschwerk bewachsen war und den Armeleuten als Sommerfrische diente. Hier nahmen sie nämlich ihre verschämten Fuß- oder gar Sonnenbäder, machten ihre verliebten Spaziergänge, hielten ihr Mittagsschläfchen oder sammelten Knochen und Salat. Hier schnitten sich die Korber ihre Weidenbündel, und die Handwerksburschen besserten hinter dem Strauch ihr letztes Hemd aus. Wen man dieses Jahr hier spazieren sah, den konnte man im nächsten im Gefängnis oder Armenhaus suchen. In der Nachbarschaft dehnte sich der weite Hunzenwald, der Schutz bot, wenn die Polizei sich bemerkbar machte. Hier lag der Gärtner Kohler bei Sonnenschein und bei Regen und Wind, den Einflüssen der Witterung hingegeben, die man wohl erträgt, wenn man im Garten strenge hackt und schaufelt, die aber den Müßiggänger schwächen und verderben. Wollte er es weiterhin so treiben, so mußte er

in wenigen Wochen als Dreißigjähriger aussehen wie ein Greis. Die Gärtnerkrankheit würde ihm vorzeitig anspringen, ihn gelb und mager machen, ihm den Rücken beugen und die Schenkel aus den Hosen fallen lassen, die Augen trüben und röten und den Hals mit seildicken Adern durchziehen. Er war auf dem Weg, ein Dorforiginal zu werden.

Dorforiginale aber wurden im Schützenverein, der aus lauter tätigen und selbstbewußten jüngeren Männern bestand, nicht geduldet. Angebrannte Existenzen, die sich mitten im Tag in den Wald schlafen legten und die windigsten Winkelwirtschaften aufsuchten, konnte man hier nicht brauchen, besonders nicht, wenn sie tränende Augen hatten und schlotternde Hände, die kein Glas Wein zu halten vermochten, geschweige denn ein Schießgewehr. Um Kohler auf zarte Weise anzudeuten, daß man ihn los sein wolle, wurde er nicht um den kleinen Beitrag ersucht für das bescheidene Schützenfest, das alljährlich im Herbst veranstaltet wurde. Der Metzger hatte schon sein Schaf gegeben, der Müller seinen Mehlsack, der Wirt sein Fäßchen Wein. Nur vom Gärtner verlangte man nichts. Er kümmerte sich auch gar nicht darum, wohl aber seine umsichtige Frau, die in den Garten ging, die schönste Spalierbirne brach, ein großes Silberstück hinein-

steckte und das Geschenk verschickte, es aber wieder zurückbekam mit einem Schreiben voller Gründe und Winke. Als sie es las, spürte sie, daß die Liebe zu ihrem Mann in ihr noch nicht erloschen war. Es kam ihr vor, als wäre sie selber aus dem Verein gestoßen worden. Sie verbot ihm, das Schützenfest zu besuchen, ohne jedoch zu sagen, warum, und zwar mit so strenger Bestimmtheit, daß sich der Stolz in ihm regte und er aus Trotz hinging. Er holte sein Gewehr heimlich aus dem Schrank, trug es auf den Schießplatz, nahm es dort bei Fuß und blickte nach dem Scheibenhaus, bis die Reihe an ihn käme, seine Schüsse abzugeben. So stand er lange Zeit, zwar aufrecht, aber von jedermann gemieden, bis sich ein Schütze ein Herz faßte und ihm mitteilte, daß man ihn nicht nötig hätte. Er hörte die Auseinandersetzungen des Mannes ruhig und beinahe freundlich an, ging hierauf stille weg, und erst, als er das Gewehr in die gewohnte Ecke stellte und dabei von seiner Frau gesehen wurde, stieg das Elend in seine Kehle.

Er ging ans Flußufer, sich hinzulegen und Vergessen zu finden. Aber die Schüsse pfiffen, knallten und widerhallten, hundertfältig an den nahen Hügeln und Wäldern sich brechend, rauschten und erstarben wie festliche Peitschenhiebe und zischten von

neuem wieder durch den sonnigen Tag. Ihm wurde immer trostloser zumute und einsamer ums Herz. Die Frau, die seine Demütigung mitangesehen und sogar das dumme Gelächter der Schützen gehört hatte, war ihm nachgeschlichen und stand jetzt hinter einem Weidenstock, von wo aus sie ihn betrachtete. Ihre Liebe war plötzlich durchgebrochen. Sie konnte nicht so gegen ihn sein wie die Schützen. Ihr war er doch was anderes. „Im Grunde ist er mehr wert als alle zusammen," hatte sie zornig gedacht, als er so still aus der knäbischen Gesellschaft gegangen, und sie hatte ihn ansprechen wollen, nachdem er sein Gewehr wieder in den Schrank gestellt, es aber schließlich doch nicht gewagt. Drum war sie ihm nachgeschlichen. Aber auch jetzt noch zögerte sie. Doch lange konnte sie nicht mehr hinter ihrem Busche bleiben, denn die Liebe wuchs in ihr übermächtig empor.

Indessen nahte sich eine Knabenschar, entdeckte den daliegenden Kohler, umging ihn sehr vorsichtig im Kreise und fing ihn schließlich zu reizen an, bis er mit einem Fluche emporsprang und sich einen andern Schlafplatz suchte. Die Kinder waren erst schreiend geflohen, hatten aber bald gemerkt, daß der Mann unschädlich war, und drangen ihm nun wiederum nach. Und in geringer Entfernung hinter ihnen schlich die

Frau von Busch zu Busch. „Auch ich bin bis heute solch ein Kind gewesen,“ sagte sie sich immerfort.

Kohler verließ das Flußufer und verlor sich im Hunzenwald, wo er plötzlich eine Reihe weißer Fahnen vor sich sah, die vor dem Betreten des Schußfeldes warnten. Er schaute zurück, ob ihm die Kinder immer noch folgten, und entdeckte nun seine Frau. „Komm, du Unflat!“ schrie sie in Todesangst ihm zu. Er aber überschritt die Linie, die das Leben vom Sterben trennt, indem er dachte: „Bald wird sie mich in Ruhe lassen.“

Als er den Erdstreifen sah, der vom Blei wie umgepflügt war und sich in einem beständigen Wallen und Stäuben befand, so zahlreich fielen die Schüsse, entsank ihm der Mut, und er wagte nicht weiter zu gehen. Schließlich beschloß er, durch einen Umweg den kleinen Grashügel zu besteigen, der sich just hinter der gefährlichen Stelle erhob und den er nur hinunterzurollen brauchte, um dem Tod in die Arme zu fliegen. Oben angekommen, besaß er auch dazu das Herz nicht, obschon nichts nötig war, als die Augen zu schließen und sich kugeln zu lassen. Aber trug er denn nicht Muts genug in der Schnapsflasche? Er setzte sie sofort an und nahm sie so bald nicht wieder weg. Dann holte ihn ja auch der Teufel um so schneller.

Aber währenddem hatte auch seine Frau das Bord erklommen und fiel ihm in den gen Himmel erhobenen Arm. Die Flasche flog zu Boden. Kein Tröpfchen rann mehr hinaus. „Jetzt," rief Kohler noch schluckend und glucksend, und dieses Wörtchen war das letzte. Es war das Siegel, das er sich selber aufdrückte. Jetzt war er bereit, in die Hölle zu fahren. Er streckte den Kopf zwischen die Beine und fing zu rollen an. Aber seine Frau rollte mit. Und sie lenkte die kleine Lawine, der sie selber angehörte, so glücklich, daß sie halbwegs an einem krummen Strauche hängen blieb, der sich aber schon im Strichgebiet der Schüsse befand.

Leider konnte Kohler nicht mehr gehen noch stehen, sei's weil er betrunken war, sei's weil er sich tot glaubte. Er hörte wohl jemand schreien und flehen an seinem Ohr, wußte aber nicht wen und nicht was, und es war ihm zu wohlig, als daß er es hätte ergründen mögen. Lieber blieb er liegen.

Und so mußte sie ihn denn tragen und schleppen. Sie nahm die Last auf sich, obwohl es eine schwere Last war, und hatte Sorge zu dem Bündel, trotzdem es ein abscheuliches Bündel war, das wüst aussah und schlimm roch und nicht die herrlichsten Gefühle in sich schloß. Im Gegenteil, Kohler schwebte in allen Wirrnissen des Rausches; es ging ihm gräßliches Zeug durch

den Kopf. Und eigentlich geziemte es diesem Kopfe nicht, an der tapferen Brust zu liegen. Aber er wurde heute mehr geliebt als damals, wo er sanftmütig, traulich und friedevoll schlummernd dort geruht hatte.

Und sie trug ihn auch noch, als ihr das Blut von der Brust lief. Denn sie wurde von einem Schusse getroffen. So sehr auf ihn bedacht war sie gewesen, daß sie glaubte, er wäre getroffen worden, als sie Blut sah, und die eigene plötzlich eintretende Schwäche dem großen Schrecken zuschrieb. Sofort sagte sie sich: „Stirbt er, so sterb' ich mit ihm." Sie sank zusammen. „Ich will mich neben ihn legen, dann sterben wir wenigstens gemeinsam," dachte sie. Aber da merkte sie, daß er noch stark lebte und daß sie die Verwundete war. Sie raffte sich auf, und mit einer unendlichen Kraftanspannung, die zur Folge hatte, daß ihr wertvolles Blut heftiger hervorquoll und das toll jagende Herz aussetzen wollte, zog sie ihn an den Füßen in das gesicherte Gebiet hinüber. Zugleich aber schwand ihr das Bewußtsein.

Sie wurden glücklicherweise bald gefunden und nach Hause gebracht. Beide erholten sich schnell, der Mann von seinem Rausch, die Frau von ihrer durch den Blutverlust verursachten Ohnmacht. Die Wunde erwies sich nämlich als durchaus ungefährlich.

Am folgenden Tage, als der Arzt sich anschickte, sie zu verlassen, bat sie ihn, doch den Mann hereinzurufen, wenn er ihm draußen begegnete, und heftete nun in süßer Unruhe die Augen auf die Tür. Sie vermochte vor innerer Bewegung nicht stille zu sein, trotzdem sie so schwach war, daß sie kaum den Kopf drehen und den Arm heben konnte. Und Kohler erschien. Erst zeigte sich sein demütiger Kopf, der sich zur Türspalte hineinschob, dann nach und nach der übrige ungeschlachte Körper. Denn er wagte nicht auf einmal ganz zu erscheinen. Er wollte das zarte Wesen im Bette dort an seinen groben, grausigen Anblick sozusagen gewöhnen. Deshalb stand er nah der Tür auch sofort still. „Komm," sagte sie und streckte ihren Arm aus den Decken. Und er kam vor Zartheit auf den Zehenspitzen, obschon sie nicht schlief, denn sie schaute ihn ja mit großen, lieben Augen an, und sie hatte ja „komm" gesagt. Ach, es war ihm ganz schwindlig. „Wenn sie nur nicht glaubt, ich hätte wieder einen Rausch," dachte er. Ihr bleiches Gesicht, das jede Regung der Liebe und Hingebung durchschimmern ließ, das wie ein im lindesten Wind liegender, morgendlicher See war, machte sein Herz stille stehen. Er konnte nicht mehr weiter.

„Komm", sagte sie und zog ihn an der Hand näher,

damit er sich auf den Stuhl nahe dem Bett setze. Dies Ziehen von ihrer Hand gab ihm noch tausendmal zartere Empfindungen ein. Es war schon etwas lächerlich anzuschauen. Denn er mußte schwächer sein als diese schwache, bleiche Hand. Oh das war kein Spaß, wenn man solch einen ungeschlachten Körper hatte. Ach zarteste, ach peinlichste Strafe! „O Klotz, o Klotz," sagte er in einem fort zu sich.

Nun saß er da und wagte nicht, sich zu regen und zu bewegen, aus Angst, diese Hand, die er hielt, könnte ihm entschlüpfen. Er getraute sich nicht einmal recht Luft zu schöpfen. Denn jedesmal, wenn er den Atem ausließ, war es ihm, als müßte ihm nun auch die Hand entgleiten. Er kam sich ganz hinfällig vor mit seinem starken Körper.

Seine Frau aber spürte die Kräfte aller Welt in sich trotz ihrer Schwachheit und sang innerlich die lautesten und mächtigsten Festgesänge.

„Ich Klotz," sagte nun der Mann.

Aber sie drückte seine Hand, wenn man das Regen der Finger so nennen könnte.

„Hast du mich noch ..."

„Ja, ja," sagte sie hauchend wie in den Mädchenzeiten, nahm seine Hand und wollte sie an ihre Brust legen. Es kam ihr aber in den Sinn, daß sie dort

verwundet war. Drum zog sie sie zu ihrem Gesicht, damit sie dieses statt der Brust, der armen, die verzichten mußte, streichelte, und barg nun plötzlich das volle Antlitz in ihr. Ihm war, als hätte er ein Vögelein zwischen den groben Fingern. Er wagte auf keiner Seite es zu berühren. Stirn, Auge, Mund, die Nase und das weiche Haar, alles war in seiner Hand. Das durfte doch nicht sein. Er drängte sachte, bis sie ihren Kopf wieder in die Kissen legte.

Nun schlief sie ein, denn sie war müde. Sie hatte sich fast so sehr angestrengt wie damals, als sie ihn dem Tod entzog.

Er saß noch ein Weilchen da. Hierauf schlich er zur Tür, öffnete und schloß sie sachte und lief dann mit Händen und Füßen in den Garten, wo er sofort eine Hacke ergriff und wie toll zu arbeiten begonn. Wie herrlich feucht war doch der Boden! Wie gut roch er! Er hätte jede Scholle, die er kehrte, küssen mögen. Leider war das Ackerstück nur allzu schnell umgegraben, und weitere Arbeit fand sich nicht, da die Frau während seines Müßiggangs sich sehr gerührt hatte. Nur der Kirschbaum, der das Haus beschattete, sah sehr vernachlässigt aus. Natürlich, da hinauf hatte sie nicht steigen können. Kohler aber kletterte wie ein Eichhorn empor. Noch war nichts verloren, das

spürte er in den Gelenken. Er schwang sich von Ast zu Ast, bis er im Wipfel saß, und merkte nun, daß er sich in gleicher Höhe befand mit dem Fenster der Stube, worin seine Frau schlief. Dort schlummerte sie. Der Himmel rings war blaue, sehnsüchtige Heiterkeit. Kohler stieß einen Jauchzer aus, der nicht enden wollte.

Neuntes Kapitel

Brief des Privatdozenten an Sophie

Ich habe ohne Zweifel, als ich Klara vor mehr als sieben Jahren kennen lernte, keine Anstrengung gemacht, ihr inneres Wesen zu verstehen. Es war mir im Gegenteil höchst gleichgültig, weil ich allzuvoll von meinem eigenen war.

Sobald ich aber von ihr getrennt wurde, entstand die Sehnsucht in mir, alles zu wissen, was irgendwie Bezug auf sie hatte. Ich wollte lieben, was sie liebte. Ich wollte auf mich wirken lassen, was sie gebildet hatte. Aus diesem Grunde machte ich Bekanntschaft mit ihren Eltern. Dort lernte ich nun ihre ganze Jugend kennen. Ich sah alle ihre Bücher, von der Fibel bis zum ersten Roman. Ich empfand mit zärtlichem Vergnügen das Wachstum ihres Wesens

aus den vielen Kinderzeichnungen, die man mir her-vorsuchte, und die innigste Liebe durchströmte mich, als erzählt wurde, wie sie einst beim verbotenen Baden Schuh und Strumpf verloren hatte und bar-fuß nach Hause gekommen war, mit schmerzenden Füßen und schmerzender Seele. Es sammelten sich in meinem Gedächtnis eine Menge lieblicher Vor-stellungen. Ich vergaß auch nicht den kleinsten Zug und zog das Sinnen an diese Bilder allem andern, allen Büchern, allen Bekanntschaften vor.

Nur wenn ich eine ganz unglückliche Frau kennen lernte, fragte ich mich: „Ist es recht von mir, daß ich dergestalt mein Lieben in Träumereien verschwende? Darf ich das, solange es noch Menschen gibt, die ich glücklich machen könnte durch meine Anteilnahme?" Als nun Dein Schicksal mir vor die Seele trat, da fing ich an, mir ein neues tätiges Leben im Geiste zu ver-gegenwärtigen. Ich ging nicht mehr zu Klaras Eltern. Ich fragte Dich schließlich, ob Du mich heiraten willst.

Aber nachdem ich Dir, damit Du doch bekannt würdest mit mir und meinen Eigenschaften, die Ge-schichte der Roheit vorgelesen hatte, wurden die alten Erinnerungen wieder lebendig, ich mußte noch am selben Abend in Klaras Elternhaus gehen. Nicht daß ich irgendwie meinen Entschluß bereut hätte!

Nein, ich wollte vielmehr dem Geiste der Geliebten, den ich in jenem Hause so innig empfand, die Nachricht bringen, daß ich nun endlich frei von meinen schwächlichen Selbstvorwürfen wäre und ein hohes Glück erlangt hätte. Ich wollte mir das Lob der Geliebten, die allen Menschen Freude wünschte, holen. Ich wollte Abschied nehmen von den lieben Bildern, ihnen noch einmal danken, daß sie mich solange gefesselt hatten, bis Du mir, der tiefste Mensch, den ich kenne, begegnet war.

Oh wie wurde alles anders, als ich Klara selbst dort fand! Ja, sie war da. Ach, Sophie, ich muß es offen sagen, ich liebe Dich, weil Du Ähnlichkeit mit Klara hast. Und Klara, ihr Lächeln, ihre Bewegungen, der etwas rauhe Klang der Stimme, Klara ist es, die meine Seele ewig lieben muß. Ich brachte die Sehnsucht, solches Lächeln und solche Bewegungen zu schauen von der geistigen Welt hinunter auf die physische, fand Klara, verlor sie und habe sie von neuem gefunden, den Göttern Dank. Wie fest will ich sie nunmehr halten! Sie ist der Mensch, ohne den mein ganzes Sein unerfüllt bleibt, ohne den ich ziellos, gesucht, gemacht, ja unerlaubt und ruchlos werde in allem, was ich tue...

Jedoch, was fange ich von mir zu reden an? Was

liegt an meinem Wohlergehen? Nein, ganz andere Gründe sind es, die mich veranlassen, Dich zu bitten, mich wiederum freizugeben. Es ist das Schicksal Klaras selbst, die ohne mich zugrunde gehen muß.

Noch habe ich nicht gesagt, weshalb sie heimkehrte, heimgebracht werden mußte, halb gebrochen. Ihr Mann war im Gebirge zu Tode gestürzt. Es hatte stets in seinem Wesen gelegen, sein Leben auf das Spiel zu setzen. Und aus der Ahnung heraus, daß er so sterben würde, hatte er einen kleinen Bergfriedhof zu seiner Ruhestätte bestimmt. Der Brief, worin dies geschehen war, hatte in Klara die Sehnsucht, ihm nachzufolgen, geweckt. Diese Sehnsucht fand in dem Elternhause grade die rechte Nahrung. Hier lebten zwei alte Leute, zwar auf behagliche Weise, aber ohne noch etwas vom Leben zu erwarten. Der Geist der Resignation fand eine Stätte in Klaras Herzen. Sie fragte sich, warum sie überhaupt noch lesen und studieren sollte, und statt zu arbeiten, gab sie sich einem tatenlosen Träumen hin. Die Stunden, die sie früher umhergewandert und getanzt war, versaß sie nun auf irgendeiner Bank. Sie begann ihre seelischen und physischen Kräfte zu vernachlässigen. Da sie alles hatte, was sie brauchte an äußerer Bequemlichkeit, so schien ihr, als ob es immer oder

würde in ihrer Brust. Ihr Gefühlsleben verblaßte, es war nur noch einfärbig, nur noch wie ein Nebel, der alle Lichter und alle Schatten verhüllt. Niemand warnte sie. Vielmehr waren es die Eltern zufrieden, daß die früher allzu Lebhafte und triebhaft Arbeitende sich ihrem stillen Leben einzuordnen begann.

Inzwischen stand das Institut leer. Die vorläufig angesetzten Ferien waren schon übermäßig verlängert worden. Es meldeten bereits einige Schülerinnen den Austritt, da geahnt wurde, daß Klara die Schule allein nicht weiterführen konnte. Und das schien auch der Fall zu sein. Sie hatte alle Kraft des Selbstvertrauens verloren. Es gab Tage, da schleppte sie sich kaum hin. Überdies beharrten die Eltern darauf, daß sie bei ihnen bliebe, da sie ja glaubten, daß sie nur hier gesunden könnte. Sie war so willenlos geworden, daß sie alles mit sich geschehen ließ. Schon waren Unterhandlungen im Gange, das Institut zu veräußern.

Plötzlich aber fing das Leben, gemäß der Sprunghaftigkeit ihres Temperaments, sich wiederum zu regen an, freilich nur, um sie dem Tode noch näher zu bringen. Denn jetzt mußte sie gewahren, daß sie sich in einem Hause befand, dessen feste Gewohnheiten nicht durchbrochen, dessen angestammte Gefühle nicht

verletzt werden durften. Sie mußte sich in ihrer Eigenart an allen Enden unterdrückt fühlen. Sie, die früher einen frohen Stolz auf ihre seltenen Fähigkeiten gehabt hatte, empfand sich nun als überflüssig, ja als störend. Sie sagte sich sogar, daß sie die Eltern, die sie so liebevoll aufgenommen hatten, in ihrem Dasein schädigte. Ihr Wesen teilte sich, es war jäh und rücksichtslos, wenn sie sich vergaß, und begierig, sich selber zu zerstören, wenn sie wieder zur Besinnung kam. Es gab Stunden, da war sie kalt wie Stein, und Stunden, die sie in schluchzenden Krämpfen verbrachte. Zuletzt aber siegte der Selbstvernichtungstrieb. Ihr Lachen verschwand, ihr Gang verlor das Schwebende, ach, bald mußte der ganze junge Leib seine Schönheit, seine schlanke Festigkeit verlieren und dürr und eckig werden, denn sie fing an, jede Regung der Lebenslust unrecht zu nennen. Sie, die früher aller Menschen Freude gewesen war, die hundert Mädchen ein hohes Vorbild zur edelsten Weiblichkeit gegeben und — ich darf es sagen — einen großen Teil dazu beigetragen hatte, die Kräfte eines Landes zu erfrischen, sie mußte in sich eine Verbrecherin sehen, wenn sie ihr Leben zur Geltung bringen wollte. Sie, die früher die höchsten Geister der Welt so sicher, so selbstbewußt empfangen hatte, begann sich ängstlich zu verschließen, als ob

es einer Entschuldigung bedurft hätte, daß sie noch da war.

Als ich an jenem Abend ihre Eltern besuchte und diese sie herunterriefen, was ich nicht verhindern konnte, wollte sie erst nicht erscheinen, so fürchtete sie jedes neue Gesicht, so sehr hatte sich die Schwermut ihrer schon bemächtigt. Ich wußte nicht, warum sie mit so unsicherem Blicke erschien, ich glaubte, daß sie Scham empfand an Stelle dessen, der einst so roh zu ihr gewesen war. Ich trat ihr entgegen, nahm ihre Hand, o süße Qual, so lang entbehrt, liebes Wesen, nun bist du wieder da, fühl, daß ich anders geworden bin, tiefer, gütiger, spür's aus dem zarten Druck...

Sie spürte es und wurde noch am selben Abend heiterer. Die ganze Nacht klang es durch meine Seele: „Werde meine Frau."

Als ich das am nächsten Tage wirklich zu ihr sagte, da stiegen vor ihrem Geiste sofort neue Bilder auf. Sie sah sich wiederum unermüdlich tätig. Sie wollte sich zwar noch besinnen. Aber am folgenden Morgen stand sie schon vor fünf Uhr auf, lief durch den Wald und über die Felder aus lauter Lebenslust.

Und nun noch ein herrliches Kennzeichen für ihre liebenswerte Seele. — Wir gingen zusammen spazieren und kamen auf eine Aue, von Baumgruppen da

und dort bestanden. Da fing sie plötzlich von jenem Abend zu erzählen an, wo ich so roh gewesen war. Sie hatte ihn im Sinne behalten, aber so, daß das Unschöne, das mir so qualvoll in Erinnerung geblieben war, keinen Eintritt in ihre Seele gewonnen hatte. Sie sagte vielmehr, daß sie erst seit jenem Tage die Natur beobachten und lieben gelernt habe. „Der goldene Ahorn wäre mir nichts gewesen ohne Dich.“ Ich sah, ihr Auge wurde feucht. Und als sie mich nun küßte, da sagte mir der Kuß, wie sie mich liebt im tiefsten Herzen.

Ich habe mich entschlossen, mit ihr die Schule weiterzuführen. Meine Gedanken haben sich diese letzten Jahre ausschließlich mit Erziehungsfragen beschäftigt, woran im letzten Grunde meine Roheit schuld ist. Ich darf wohl hoffen, den Unterricht auf eine höhere Stufe zu heben. Was ich aber selbst nicht kann, das wird mich meine Frau schon lehren. Wir sind voll Zukunftsplänen.

Sophies Antwort

Deine Lebensgeschichte könnte nicht schöner sein. Ich gönne dir herzlich die Wiedergewonnene. Mir ist es nun, als wärst Du in mein Leben getreten, damit ich erkenne, was Treue ist, damit ich schauen

darf, daß sie noch lebt auf der Erde. Sie ist es, die ich liebte, als ich Dir mein Jawort gab. Sie lieb ich immer noch, sie kann mir gar nicht genommen werden. Ich bin Dir durch die Trennung nur enger verbunden. Leb' wohl. Ich denke nur mit glücklichen Gefühlen an Euch beide.

Zehntes Kapitel

Sophies Brief war in einem selbstlosen Zustand geschrieben worden. Von dieser geistigen Höhe überschaute sie nun ihr ganzes Leben. Es gab keinen Menschen, dem sie nicht herzliche Gefühle zugeschickt hätte. Als ihre Gedanken zu Aladar kamen, zögerten sie zuerst ein Weilchen und zuckten gleichsam zurück, aber nur, damit sie ihn nachher um so freundlicher umwallten.

Wie schwer es aber war, solche Geisteshöhe zu behaupten, zeigte ihr das nächste Erlebnis. Frieda kam eines Abends hergeeilt und erzählte, daß Viktor, ihr früherer Liebhaber, morgen vor dem Richter erscheinen mußte. Sie sagte es ohne Triumph, aber auch ohne Bedauern, mit einer naiven Gleichgültigkeit, die bewies, wie gut sich ihre Seele erholt hatte. Als sie weggegangen war, stieg in Sophie der Wunsch auf,

solch einer Gerichtsverhandlung beizuwohnen. Sie suchte ja seit ihrer Bekanntschaft mit dem Privatdozenten gerne Gelegenheiten auf, wo sie in Menschenseelen schauen durfte, die Schweres durchzumachen hatten. Sie tat dies, um weise zu werden und einmal helfen zu können.

Als sie nun in den Justizpalast trat, wurde ihr sogleich eine sonderbare geistige Atmosphäre merkbar. Schon in den Gängen, wo die Zeugen promenierten und die Richter und Gerichtsdiener hin und wider liefen, besonders aber in dem Gerichtssaal selbst, hatte sie das Gefühl: Hier wird gelogen. Es herrschte hier eine seelische Luft, die gemischt war aus unzähligen Nüancen des Hasses und die den Körper bis in die innerste Faser durchdrang. Noch nie war Sophie so peinlich zumute gewesen.

Rechts saß der Angeklagte, links die Reihe der Zeugen, in der Mitte vor ihnen der Richter mit den Schöffen.

Viktor wurde beschuldigt, daß er sich von einem Mädchen, dessen Schicksal war, sich für Geld hinzugeben, das Leben erhalten ließ. Er war, obgleich er aus der Untersuchungshaft kam, auf das sorgfältigste gescheitelt und trug eine Selbstüberhebung zur Schau, die sehr unangenehm berührte.

Die Zeugen, die gegen ihn aufgerufen wurden, erinnerten Sophie an die Besucher des Hauses ABC. Alle schienen ihr geistige und körperliche Defekte zu haben. Woher hatte dieser den stieren Blick? Warum jener das scheue Auge? Weshalb ging dieser so krumm? Viele kamen ihr krank, einige durch und durch siech vor. Mit solchen Fragen in der Seele betrachtete Sophie diese Reihe, von der sich einer nach dem andern loslöste, Namen und Beruf nannte und schwören mußte, die lauterste Wahrheit zu sagen. Dabei stellte sich heraus, daß fast alle vorbestraft waren. Ein Mädchen wurde nach dem Berufe gefragt und mußte „Prostituierte" antworten. Die Hand, die sie zum Schwure hob, zitterte wie ein Blättchen im Wind. Als sie zu ihrem Platze zurückkehrte und dabei einen Augenblick die spöttischen Gesichter der Zuschauer sah, schnitt sie mit ihrer letzten Kraft eine wilde Grimasse und sank hierauf zusammen.

Von dieser Stunde an war es Sophie, als höhnte man sie selbst, wenn man ein solches Mädchen „Hure" nannte. Eine Flut von Tränen brach ihr aus den Augen. Die tiefste Liebe quoll in ihrem Herzen auf. Sie wollte nicht zu diesen Menschen gehören, die höhnten und deshalb größere Verbrecher waren als die Gehöhnte selbst.

Der Richter war ein Mann von vierzig Jahren, mit festen und ruhigen, obwohl etwas angegriffenen Gesichtszügen. Wenn er mit dem Angeklagten sprach, der nicht zu seinen Taten stehen durfte und dennoch mit hochmütigen Augen um sich blickte, war in seinem Ton der Rede immer noch Milde und Achtung, während Sophie nichts als grenzenlosen Abscheu fühlte. Aber das Antlitz des Richters sagte ihr immer deutlicher, wie unedel solche Verachtung war. Dies Antlitz war von einem menschlich gütigen Lichte durchleuchtet und nahm sich sonnenhaft aus unter den andern, den aufgewühlten, verlogenen und gequälten, aus denen Wut und Rache brannte, die wie Masken waren über Tierköpfen. — Sophie fand nicht Ruhe. Sie mußte wissen, warum diese Blicke so starr und wild waren. War alles, was aus diesen Augen loderte, nur Laster? Oder war Unglück dabei? Waren die Menschen in diesem Raume allein schuld an der ätzenden Seelenluft, die sich tötend in die ganze Welt verbreitete? Denn daß sie tötete, wohin sie wehte, das spürte Sophie am eigenen Leibe. Das sagte auch das Gesicht des Richters, der doch ein starker Mensch war. Welch innere Kraft war nötig, daß die Ermüdung nicht sichtbar wurde auf diesem Antlitz! Wenn aber die Menschen nicht schuld waren an der Vernichtung,

die von ihnen ausging, hatte man denn da nicht die Pflicht, ihnen das Kranke abzunehmen und das Gesundende mitzuteilen? Oh dieser Richter, er tat es schon. Das sagte ja sein Auge. Er nahm das Tötende auf in seiner Brust, ohne ihm zu fluchen. Er beherrschte es, indem er es duldete. Er ließ sich lieber töten, als daß er selbst vernichtete. Der Tod, der einzog aus der siechen Welt in sein Herz, weckte dort die Liebe, die unvergänglich war. Dadurch aber hatte das ewige Leben das Sterben besiegt.

Das Tor von Sophies Seele sprang weit auf. Sie sah im Geiste, wie das Verbrechen, das hier bestraft werden sollte, entstanden war. Viele Menschen schaute sie in einem dämmerhaften Lichte, halb und halb Missetäter, jeder durch den andern, jeder verflochten mit der ganzen Welt, keiner sich voll bewußt, daß er die seelische Seuche herschleppte aus der weitesten Ferne, daß er verlor davon, daß ihm dafür viel Schwereres aufgebürdet wurde. O Wahrheit vom Scheine verhüllt! Alle Menschen sah sie durch eine dunkle Gasse gehen. Einer von ihnen blieb zwei Minuten länger als die andern stehen und lud sich dadurch Ärgeres auf. Er war derjenige, der jetzt auf der Anklagebank saß und gerichtet werden sollte.

„Ist er schlecht? Darf man ihn hassen?“ fragte Sophie ihr Herz.

„Ich will hassen das, was die Tat verursacht hat. Ich will den Ursprung des Verbrechens schauen,“ sprach sie und gab sich wieder ihrem Sinnen hin.

Doch plötzlich war sie im Dunkeln. Daraus sprang ihr ein schreckhaftes Ungeheuer entgegen, warf sich auf sie, so daß sie wie im Krampf erwachte.

„Oh,“ seufzte sie und riß die Augen mühsam auf. „Ich wollte hassen, ging den Weg der Menschheit zurück und fand das Tier ... in mir!“

„Jetzt aber will ich's mit der Liebe versuchen!“

Da ging sie dem Ziele der Menschheit entgegen. Ihr Denken wurde bewußter. Ihr Fühlen floß in jedermann. Aus einer lichten Empfindung, die sie zum erstenmale im Leben hatte, tönte es:

„Laß, was dein Ich für sich empfindet, laß Wunsch und Widerwille sterben. Dann hat an einem Orte Kampf und Tod ein End. Dann strömt durch dein verwandeltes Herz der Quell des Lebens in die Wüsten der Erde hinein ...“

Es ist ein hoher Geist, der sich zu ihr herniederbeugt, ihr offenbart, wie sie die Welt erlösen kann.

„O Richter,“ ruft sie schaudernd aus. „Ich bin verwandt mit dir. Ich will deine Helferin sein, ohne daß

du es weißt. Ich will die tiefsten Bücher lesen, die herrlichsten Kunstwerke in mich aufnehmen und mich durchströmen lassen von den göttlichsten Idealen, will hierauf voll des hohen Inhalts hinuntersteigen in die grause Alltäglichkeit, die so verlogen, häßlich und verseucht ist, ihr darbringend als Opfer mein schönstes, verschönernd diese dunkle Welt, will wiederum empor zum Licht, um neue Kraft zu sammeln, will leben immerzu in diesem Wellenflug, bis keiner mehr da unten weilt."

Sie sieht mit den leiblichen Augen allen Schmutz der Welt. In ihrer Seele aber steigt die Sehnsucht nach dem Ideal so mächtig empor, daß es bildhaft wird als Schneegebirg, aus dem unerschöpfliche Kraft zu holen ist, wenn man des Holens nur nicht müde wird. Wie aber soll sie müde werden? Ein Führer geht mit ihr.

Sie hat im Richter einen Freund gefunden.

Das Verbrechertum wurde der Gegenstand ihres stündlichen Nachdenkens. Jeden Tag brachte sie ihre innere Kraft in den Gerichtssaal. Jeden Tag kam sie verwirrt und krank von all den Verbrechen, die sie gesehen hatte, zurück. Immer aber fand sie ihre Ruhe wieder, indem sie sprach: „Nur niemand

richten. Der Mensch muß durch das Verbrechen hindurchgehen. Es ist notwendig. Warum ihn verachten? Wer weiß, vielleicht ist die Tat, die er heute verübt, die letzte. Morgen ist er ein heiliger Mensch. Ich will ihn lieben, wie er morgen ist." So wurde sie wiederum gesund und erwartete den nächsten Tag.

Sie gewann den Richter immer lieber. Auch er suchte immer mehr ihr Auge.

Elftes Kapitel

Nun muß von zwei jungen Mädchen erzählt werden, deren Schicksal Sophies Seele so erschütterte, daß sie einem Erlebnis entgegengeführt wurde, das sonst nicht eingetreten wäre.

Leben zu zweit

Es fuhren im Herbst zwei schöne Landmädchen aus der gleichen Gegend in die große Stadt. Sie saßen sich einige Zeit fremd gegenüber und schauten einander an. Das tat die ältere mit beharrlichern Augen und sann nach hinter einer nachdenklichern Stirn, während die jüngere die Blicke lustig wandern ließ. Als nun der Kellner des Zuges durch die Wagenreihen jagte, jedem Reisenden eine Weinkarte hin-

warf und bald darauf fragend zurückkehrte, da hatte Berta, die jüngere, blitzschnell die Namen und Preise aller Weine überflogen und jeden in der lustigen Phantasie probiert, den billigsten aber am hübschesten benannt und auch am wohlschmeckendsten gefunden und zu der Gefährtin als erstes Wort gesagt: „Ich glaube, ich lasse mir zum Abschied von der Heimat ein Schöppchen zu gute kommen." Die andere antwortete ganz bestürzt: „Ich auch." „Also eine Flasche," rief der Kellner mit Hochachtung.

Flugs setzte sich die kleinere an die Seite der größeren, ließ sich im Vorgenuß vom Zuge wohlig rütteln, saß aber auf einmal ganz still, denn der Kellner kam, gab ihr ein so schönes Kelchglas in die Hand, daß schon deshalb der Entschluß nicht bereut werden konnte, der Anna auch, schenkte das liebliche Rot sorgsam ein und sagte: „Prosit, meine Herrschaften!" worauf sie höflich nickten, und nun saßen sie da, die Gläser einträchtiglich in den Händen und die einstweilen wiederum verkorkte Flasche zwischen sich gelegt, damit sie sich dort festhalte.

Anna war schon ganz betört von der Kindlichkeit Bertas und sann hinter ihrer nachdenklichen Stirne nichts als: „Wie muß ich sein, damit sie immerfort so lustig bleibt?" Berta aber fühlte, daß Anna etwas

sein wollte vor ihr und wurde dadurch nur noch zutraulicher. Beide erkannten voll Freude, daß Freundschaft hier etwas galt, daß man lieben durfte und geliebt werden würde. Drum wollte jedes das andere so schnell wie möglich kennen lernen. Drum leuchteten die Augen plötzlich auf. Und drum begann man zu erzählen.

Ihre Schicksale waren sich ähnlich. Beide hatten ihre Angehörigen verloren und wollten sich nun in der Stadt das Leben verdienen. Anna war sich ganz klar, wie das geschehen mußte, und führte zu diesem Zwecke eine Nähmaschine unter ihrem Gepäcke. Berta aber hatte vom wie keine Ahnung. Sie sagte: „Oh, man kann das oder jenes tun," und plagte die andere etwas mit ihrer Sorglosigkeit. Jedenfalls aber hatte sie noch ein Vermögen von hundertfünfzig Mark.

Jetzt war die Flasche ausgetrunken. Berta wollte sie zum Fenster hinauswerfen. Aber Anna meinte, daß man sie sicherlich noch würde brauchen können. Es hob ein kleiner Streit an, wer sie denn behalten und in sein Köfferchen verpacken sollte, bis plötzlich Anna den Vorschlag machte, zusammen zu leben in der Stadt und sich nicht mehr zu trennen. Mit hundertfünfzig Mark ließ sich eine zweite Nähmaschine kaufen.

Auch war der Haushalt zu zweit weit billiger. „Besonders aber des Spaßes halber," rief Berta und war mit Begeisterung dabei.

In der Stadt bewährte und festigte sich ihr Glück. Sie fanden ein Zimmer im vierten Stock, das auf den Hof ging, das jedes Mädchen, wenn es allein gewesen wäre, traurig gemacht hätte, das ihnen aber zu zweit sehr reizend vorkam. Denn es war ein Vergnügen, so hoch hinunterzuschauen oder den rostigen Ofen zu heizen, und es ließen sich Wettläufe treppauf und ab veranstalten, wenn das Mittagessen oder Abendbrot geholt werden mußte.

Auch gab es so viel neue, niegeahnte Sachen zu essen: Orangen, farbige Wurst und allerlei Käschen, die man aus dem Silberpapier schälte. So und so viel Geld durfte heute ausgegeben werden, sagte Anna, und Berta nahm es in Empfang, preßte es fest in die Hand und raste die Treppen hinunter. Wenn sie eine neue, fremde Speise in einem Laden entdeckte, die sie sehr reizte, von der sie aber nicht wußte, ob sie der Freundin gefallen würde, so holte sie diese zur Betrachtung her. Hier standen sie nun wie Kinder, vorschmeckend mit der Seele. War's zu teuer, so grämten sie sich nicht und kauften sich was Billigeres.

Solche Entdeckungsgänge nahmen sie aber nur

abends vor. Tagsüber, von morgens sieben bis abends sieben, arbeiteten sie ohne Unterlaß, stachen Knopflöcher und steppten Hemden, und die fertigen Kragen flogen nur so in die Ecken. Derart wuchs der Eifer, daß die Rede verstummte und kaum jedes fertig gesäumte Dutzend Taschentücher mit einem Lächeln des Mundes und einem schnellen Aufrecken des Rückens angedeutet wurde. Erst wenn es dunkelte, gönnten sie sich das lange Dehnen und Strecken. „Es schmerzt," sagte jedes still für sich, wenn es sich erhob. Aber nun war es so süß, die Arme, immer tiefer atmend, weit auszubreiten.

Hernach wurde noch das Zimmer aufgeräumt, Manschetten, Kragen und Taschentücher in besondere Häufchen abgezählt, alles ein letztes Mal mit sorgsamen Blicken überflogen, wobei sie vom stolzen Gefühl durchströmt wurden, daß sie brauchbare, ordentliche Mädchen waren, und dann ging's auf den langersehnten Abendgang.

Wenn der Tag auch nur eine halbe Stunde bot, die Tiefe des Himmels einzusaugen, so wurde er, wie müd er auch gemacht hatte, dennoch mit einem seligen Schreiten gepriesen. Arm in Arm spazierten sie durch die Vorstadtstraßen, die von feiernden Arbeitern rege und vom Abendrot ganz durchglüht waren. In ihren

Körpern kreiste das von der Arbeit warm gewordene Blut schneller. Sie genossen es so, wie die Glieder aufatmeten und schwellten, fühlten sich hübscher als je und waren stolz darauf, daß alle Welt ihnen nachschaute.

Auf den Plätzen drehten sie sich Arm in Arm nach allen Seiten um, zu sehen, wie die Farbe des Himmels über jeder Gasse anders war. Jedes blickte so gern zum Himmel auf, wenn es am Arm der Freundin schritt. Gab es sich, daß eins allein in die Gasse ging, dann spähte es nicht zu den Fenstern der Cafés hinein, zog dem Soldatentrupp nicht nach mit langen Schritten. Aber zu zweit: Herrliche Lust, wenn ein Verein mit einer Handharmonika vorüberzog. Süßes Schauen, wenn ein Taubenschwarm sich aus dem Grau des Gemäuers in den roten Himmel schwang. Unendliches Gelächter, wenn ein Kammhausierer kam und seine Ware als Säge gebrauchte, sie ein- und auswärtsbog und auf die Stiefel schlug, um ihre Dauerhaftigkeit zu zeigen. Schöner Juwelenladen, unheimliches Sanitätsgeschäft, interessante Besohlanstalt. Da roch es so und dort roch es anders. „Bitte, noch einmal die Gasse auf und ab," bat Berta. Staunen, Freude und scherzhaftes Grausen und hundert andere Gefühle durchrannen sie in regem Wechsel.

Ein endloses Erleben hob an vor jedem Laden, bis das Herz gesättigt war und die Augen müde wurden und der Körper nach den Decken verlangte, sich wohlig einzuwühlen.

Noch war es früh am Tage. In der Gasse begann das Leben eigentlich erst, wenn sie schon im Bette lagen. Die kleinere schlief alsobald ein. Die größere aber, die sann noch eine Stunde nach, rechnete und schaute in die Zukunft, führte in Gedanken Gespräche mit dem Zwischenmeister, dem sie die Arbeit abzuliefern hatte, horchte auf den Atem der Freundin und dachte noch lange an sie: So war sie an ihrem Arm gegangen. Das und das hatte ihr besonders geschmeckt. Sie hatte ein wenig geseufzt heut bei der Arbeit. Aber hernach den ganzen Abend hindurch gelacht und jetzt atmete sie so hübsch. „Gute Nacht, Berta," flüsterte sie, kreuzte die Hände und schlief ein.

Berta stand morgens auch ein wenig später auf. Sie erwachte immer erst, wenn die ältere schon angekleidet war und der Kaffeekessel summte.

Leiden zu zweit

Der Winter nahte aber, und das Abendrot verglomm um fünf und bald schon um vier Uhr, viel zu früh, als daß man es in der Gasse hätte schauen

können. Dann erhob sich Berta und blickte in den Hof. Anna aber wollte nicht merken, daß sich draußen die Mauern sanft röteten und dann erstarrten. Sie zündete die Lampe an. Zwei Stunden mußte noch gearbeitet werden, bevor man ausgehen durfte. Währenddem fühlte Berta, wie die Stadt dunkel wurde. Traurigkeit beschlich sie. Stiegen sie endlich hinunter, so war es kalt in den Gassen. Sie mochten vor keinem Laden stille stehen. Sie sahen niemand an. Zwei Straßen gingen sie auf und ab und traten dann wieder in das Haus zurück.

Das ließ sich aber nicht ändern. Denn die Heizung kostete mehr, die Beleuchtung wollte erspart sein, auch gab es winterliche Wünsche von Hand und Fuß.

Immer, wenn solch ein Wunsch erfüllt wurde, verging der Tag und oft gar die ganze Woche schneller und angenehmer. Anna war darin sehr klug und berechnend. Merkte sie, daß Berta von Tag zu Tag schweigender bei der Arbeit wurde, sich nicht mehr am Ofenfeuer ergötzte und die Freude an den Speisen verlor, dann mußte nachgedacht werden, was Billiges gekauft werden könnte. Dann sagte sie eines Abends: „Wir wollen heut ins Warenhaus gehen." Hatte man im Sinne, etwas, und war es auch das Billigste und

Geringste, zu erwerben, so lebte Berta auf im Anschauen aller Dinge, bekam rote Wangen und gesundes Blut, und es zeigte sich, was für ein lustiges Kind sie war. Zu Hause das gekaufte Halstuch umlegen und damit vor den Spiegel treten, machte aus der Arbeit für lange Zeit einen Spaß.

So betrog Anna den Dezember und den Januar. Die Nacht zog sich zurück. Im Februar gab es drei Frühlingstage, die glühend rot sich neigten, einer purpurner als der andere. Am zweiten öffneten die Mädchen die Fenster den ganzen Nachmittag. Am dritten aber, der wie ein Märchen so farbig und betörend war, hielten sie es nicht mehr aus und liefen schon um vier Uhr die Treppen hinunter. Sie eilten durch die Gassen, bis sie auf einen weiten Platz kamen. Die großen weißen Häuser, die ihn umsäumten, waren in einen hellroten Schimmer, den man bis jetzt noch nie im Leben wahrgenommen hatte, getaucht. Einige kahle Bäumchen, die auf ihm wuchsen, verlangten, daß man sehr liebevoll wurde in der Seele. Der Boden lockte zum Sitzen. Es lagen viel Kinder auf ihm, die seinetwegen neue Spiele erfanden. Auch Anna und Berta setzten sich, schauten nach allen Himmelsrichtungen und ließen sich von jeder Farbe und jedem Laut das Herz gefangen

nehmen, bis es still und dunkel wurde. Nun wollten sie noch die Lichter im Kreise aufgehen sehen.

Auf dem Heimwege wurde Anna sehr müde und beim Zubettegehen von dem seltsamen Gefühl der Hilflosigkeit befallen, das in der Jugend ihren Krankheiten stets vorausgegangen war. Sie mußte sich ihm wehrlos überlassen, glaubte in der Heimat zu sein, verwunderte sich über die merkwürdigen Geräusche des Hofes und schrak auf: Sie lag im Fieber. Erst als es tagte und Zeit zum Aufstehen war, schlief sie fest ein und erwachte deshalb drei Stunden später als sonst.

Berta lag wie gewohnt noch tief in den Decken und mochte die Augen nicht öffnen, und als sie es endlich doch erzwang, blendete sie der helle Tag und sie lachte, daß einmal die Regel durchbrochen worden war.

Die Krankheit ließ sich, trotzdem Annas Finger zum Verzweifeln unsicher waren und die Müdigkeit im Rücken unerträglich wurde, verheimlichen. Abends aber, beim Zählen der Kragen und Manschetten, erwies sich, daß nicht nur sie, sondern auch Berta schlecht und langsam gearbeitet hatte.

Deshalb stand Anna des andern Tages um so früher auf. Aber schon nach den ersten Stichen entfiel ihr

die Nadel. Sie war zu müde, sie aufzuheben. Sie bückte sich, aber es reichte nur hin, sie ein bißchen vom Ort zu schieben. Sie fassen: das konnte sie nicht mehr. Das Blut schoß ihr in den Kopf, und die Augen wurden ihr dunkel. Sie richtete sich mühsam auf und wollte eine andere einfädeln. Aber die Hände zitterten: Es ging nicht mehr. Es ging gar nichts mehr. Sie ließ sich willenlos zurücksinken.

Warum sie nicht mehr arbeitete? — Sie hatte ganz vergessen, es zu sagen.

Kopfschmerzen?

Gewiß, ein bißchen Kopfschmerzen.

Da nähte auch Berta langsamer und immer langsamer und ließ endlich die Hände völlig ruhen. Es war erst sieben Uhr, und die Morgenlampe brannte noch. Berta sah nach der Freundin, die mit geschlossenen Augen auf dem Ruhebette lag, bekam selber Lust zu schlafen und haßte auf einmal ihre Nähmaschine. Entschlossen stand sie auf, blies das Licht aus und warf sich auf das Bett. Von hier aus spähte sie wiederum nach Anna und sah sie die Augen aufschlagen. Gleich machte sie sich bereit, aufzuspringen und an die Arbeit zu gehen. Erst aber wollte sie eine leise Bewegung oder ein Wort erlauschen. Aber dies blieb aus. Sie horchte noch ein

Veilchen und schlief dann ein. Den ganzen Tag verdämmerten sie so.

Ein harter Husten, der beide befiel, machte die Nacht, die folgte, schlaflos. Anna dämpfte ihn dadurch, daß sie das Antlitz in die Kissen drückte. Berta aber tat sehr wild, knirschte in ihrer Qual und schlug an die Wand, und morgens, als es tagte und der Blick der Freundin sie traf und sagte, daß es Zeit zum Aufstehen war, da warf sie sich jäh herum und schloß die Augen krampfhaft zu. Das hieß: Ich will, will, will nicht mehr. Anna durchzuckte es schmerzhaft, als sie die hochgezogenen Schultern sah, die sich hinwegwandten. Sie wagte nicht, die geräuschvolle Arbeit zu beginnen, und gab sich anklagenden und lähmenden Gefühlen ihn. So verging dieser und auch der nächste Tag. Am dritten aber ertrug Anna den Widerspruch, der in dem zarten Gesichte und dem rauhen Husten Bertas war, nicht mehr und lief zum Arzt. Als sie mit ihm die Treppen hinaufstieg, merkte sie eigentlich erst, wie krank sie selber war, denn oben angekommen, konnte sie sich kaum vor willenlosen Gliedern aufrecht halten.

Der Arzt untersuchte beide und verbot ihnen die Arbeit. Unter diesem Verbote verbrachten sie untätig und dumpf einige Tage, bis er wiederum kam und es aufhob.

Als Anna nun ausrechnete, wie sie die folgende Zeit einrichten mußten, um die Rechnung des Arztes zu begleichen und die verlorenen Tage einzuholen, fand sie heraus, daß sie während sechs Wochen die tägliche Arbeit um zwei Stunden vermehren mußten. Sie wagte nicht, dies Berta zu sagen, hatte selbst auch nicht den Willen, die neue Periode anzufangen und um die vorgenommene Stunde zu erwachen. Statt dessen rechnete sie das längst Ausgerechnete immer wieder nach und nahm die Zahlen in die wirren Träume über. Jeden Abend redete sie eindringlicher, daß man endlich früher aufstehen müsse, und wurde jeden Morgen von der tief schlummernden Freundin verleitet, ein halbes Stündchen länger im Bette zu bleiben.

Als sie endlich in ihrer Verzweiflung und Ratlosigkeit alles gestand und die Zahl der Tage nannte, für die der Geldvorrat noch ausreichte, sagte Berta etwas ganz Merkwürdiges, nämlich: Sie wolle jetzt endlich ... einen Schatz. Sie habe gehört, es gäbe so nette, zum Beispiel solche von der Bank. Die trügen das Geld nur in der Westentasche. Wenn sie so und so auf der Straße gehe, dann komme gewiß ein sehr lieber und kein schlechter ...

So schwätzte sie trotz Annas immer starrer blicken-

den Augen und rief zuletzt: „Ich werf' jetzt diesen Knopf auf. Fällt er auf den Rücken, so darf ich einen Schatz haben, sonst aber du. Einer genügt, nicht wahr?" Der Knopf fiel auf den Rücken.

Am nächsten Morgen aber stand Anna schon um fünf Uhr auf, und Berta, die der andern Hast spürte, desgleichen. Ein Wettstreit, daß es ihnen um die Ohren sauste, setzte ein. Die Kragen flogen wieder in die Ecken. Doch war das begleitende Aufrecken kein lustiges mehr. Berta, die sonst die Mahlzeit so ersehnte, merkte nicht, daß es Mittag wurde. Sie fand auch, daß man den Ofen zu verschwenderisch einheizte, und abends nach der Arbeit streckte sie den Körper nicht in den gewohnten hübschen Turnübungen gerade, sondern fühlte sich am wohlsten, mit den hohen Schultern, die man an der Maschine machen mußte, bei Tisch zu sitzen und im Bette zu liegen.

Die Freude erlosch, da keines nach dem andern schaute und jedes einsam in seiner Arbeit war. Der Schlaf, der sonst Belohnung des Tages war, verlor die wohltätige Wirkung, da jedes so viel Ungesagtes in ihn hinübernehmen mußte, da keines die Schmerzen im Rücken und in der Hüfte gestehen wollte, ob sie auch immer quälender wurden in der Stille der Nacht. Trotz des krampfhaften Fleißes arbeitete

man nicht so viel wie in den Tagen vor der Krankheit.

Anna, die allein an diesem Wissen trug, wurde von neuem krank. Nun fing sie eines Tages müßiggängerisch mit jenem Knopf zu spielen an und warf ihn plötzlich hoch auf. Er fiel auf den Rücken. Berta, die ihn erhaschte, rief: „Zum letztenmal!" und fragte: „Gilt's?" Anna sagte nichts. Er fiel auch diesmal auf den Rücken. Aber sie redeten weiter nicht davon.

Was Berta tat.

Am nächsten Tag, als Anna das Mittagessen einkaufen gegangen war, zog Berta schnell die hübsche helle Bluse an und sprang die Treppen hinunter. Sie war von Anfang an gewiß, daß sie einen lieben Menschen würde kennen lernen. Das versprach die Frühlingsluft.

Die Straße schimmerte im Licht der Sonne wie ein Fluß. In der Ferne lag sie im blauen Schatten. Von dort her kamen die schwarzen Menschen, traten in den Glanz und wurden fast von ihm verschlungen. Es flimmerte, erlosch und glänzte blendender... das war eine Karosse, die heransprengte. Man sah nicht, wer drinnen saß, man sah nur das große, schwarze, trottende Pferd. Jetzt beugte sich ein Kopf heraus,

von blondem Glanz umwoben. Vor jedem Fuhrwerk, vor jedem Menschen und Tier hüpfte ein beweglicher, schwindender Schatten. Alles war mit Silberlinien umrahmt, jedes Haus und jedes Angesicht. Der Himmel aber strahlte dunkelblau. Ein kleiner Teil war mit winzigen weißen Wölklein übersät.

Berta wollte sich auf die Bank setzen, die am Rand des Parkes stand, in den die Straße mündete.

Von dort her nahte sich ein großer, elegant gekleideter junger Herr, ein wenig gebeugt, mager und bleich, mit großen, etwas vorquellenden Augen. Er kam eigentlich nicht, sondern wurde hergezogen von einer Mädchenreihe. Das äußerste der Kinder, die alle leichte Röcke, farbige Strümpfe und Halbstiefel trugen und die hübschesten Kniee und zierlichsten Knöchel hatten, hielt ein Seidenspitzhündchen an einem blauen Band. Wenn dieses einen eigenen Weg begehrte, zog es die ganze Reihe nach: So nachgiebig waren alle durch den Frühlingstag. Drum ging's im Zickzack die breite Straße, und im Zickzack folgte der gebückte Herr.

Er dachte: „Welch ein zartes Gebilde muß eigentlich der Mensch sein, daß er solch schwebende Gefühle in sich hegen kann. So leise sind sie in ihm, daß er nur sehr behutsam gehen darf.“ Er schaute über die

Mädchen hin die endlose Frühlingsstraße hinunter. Sie war belebt von zahllosen farbigen Sonnenschirmen. Der Sonne wegen waren so viel schöne Mädchen und Frauen hierher gekommen. Und es nahten immer mehr. Er sah sie im Geiste aus allen Türen treten, lächeln und die Schirme aufspannen, die zart waren wie das Himmelsgewölbe. Heute brauchte man nicht zu fürchten, daß sie ihr Lächeln verloren, wenn man sie anschaute. Man durfte dies länger tun als an Regentagen. Er stand bei einer Blumenverkäuferin still und kaufte sich aus Sympathie für den Frühling einen gelben Strauß aus ihm ganz unbekannten Reisern. Er kaufte ferner den vier Mädchen vier verschiedenfarbige Kinderballone, um mitzuhelfen, der Straße ein festliches Gepräge zu verleihen. Die Reiser band er dem Hündchen auf den Hals. „Ob heut wohl Sonntag ist?" fragte er sich, rechnete nach, konnte es nicht ergründen und antwortete: „Jedenfalls ist's Frühling. Und mein Amt ist, wenn der Frühling beginnt, am Eingang eines Parkes zu stehen und jeder Frau, die hübsch und farbig angekleidet des Weges kommt: Dank dir, daß du so schön zum Fest erscheinst! zu sagen."

Jetzt sah er Berta von der Schattenseite der Straße auf die Sonnenseite treten, aus der Kühle in die

webende Wärme, und fühlte, wie sie im Licht erbebte. Sie mußte vor den Strahlen blinzeln und wohliger gehen. Um sich schauend begegnete sie seinen Blicken, wandte sich weg und ging vorüber. Da kam ihr in den Sinn, warum sie ausgegangen war. Sie drehte den Kopf. Ein Glanz streifte dabei ihre Wange und zeigte deren Liebreiz und Schmelz.

Weil die Augen des jungen Mannes in der Anschauung aller Dinge unendlich zart waren dadurch, daß sie eben auf vier kleinen Mädchen geruht hatten, wurde sie von seinem Blicke seltsam berührt. Sie mußte darüber nachdenken und setzte sich deshalb auf die nächste Bank. Er aber kehrte zurück und setzte sich neben sie.

Er neigte seinen Kopf, um anzudeuten, daß er auf eine Amsel horchte, und suchte mit den Augen die Giebel der Villen und die Wipfel der Bäume ab. Sie folgte sehr aufmerksam seinen Blicken. Nun entdeckte er den Vogel im Astnetz einer Birke und wies mit dem Finger hinauf. Sie schaute, bis er den Blick wieder anderwärts wandte. Hernach zeigte er auf viele Bäumchen, deren Formen er mit Seligkeit in sich trank, dann auf den arabeskenhaft beschatteten Kiesweg, auf die Kutscher, die in der Frühlingssonne schliefen, und auf die Reiter, die vorübersprengten,

und sie verweilte gemeinschaftlich mit ihm auf alledem.

„Wie liebreizend sie ist," dachte er, „ihre neue, hübsche, leichte Bluse deutet das Aufatmen, die Sehnsucht und den Spaß des Frühlings berückend an und sagt, daß sie gewillt ist, ihr Herz zu öffnen. Wahrhaftig, man muß solch ein zartes Kleid tragen, um diesen Tag so recht in sich aufzunehmen. Dann schwärmt die Seele weiter durch den Park und in die blaue Ferne und lebt inniger in dem Gesang der Vögel. Wer einen Mantel trägt, kann unmöglich Liebesblicke versenden. Auch ich bin herzlich froh, daß ich heute, zum erstenmal dieses Jahr, mein helles Gewand angezogen habe. Als ich darin vor dem Spiegel stand, ahnte ich doch, daß meiner solch schönes Abenteuer harrt."

Laut sagte er: „Sie haben aber eine schöne Bluse." Und da er den Blick nicht sofort von ihr wandte, zeigte sie ihrerseits nun mit dem Finger auf allerlei Sehenswertes in der Umgebung. Doch fand sie nur solche Dinge, die ihr Spaß gemacht hatten, wenn sie mit Anna gegangen war. Einmal merkte er nicht gleich, worauf sie deutete, und fragte, was sie denn sehe, fragte zum zweitenmal: „Na und?", nachdem sie ausgerufen hatte: „So schauen Sie doch den Kamm-

verkäufer dort," und kam plötzlich, als sie dessen Mimik: das Sägen mit den Kämmen und Schlagen auf die Stiefel, nachahmte, in große Begeisterung über das scherzende Kind, so daß er beschloß, den Tag zu einem Tag des Festes zu machen.

Drum schlug er ihr als erstes vor, im schönen Park sorglos spazieren zu gehen, und fragte sie hierbei, was für einen Beruf sie habe und ob sie nicht morgen oder übermorgen die Arbeit lassen und wieder herkommen könne. Ohne sich zu besinnen, rief sie sofort: „Ja!" Ein verächtliches Gefühl gegen die Arbeit stieg in ihr empor. Sie dachte an Anna und lehnte sich gegen diese auf. Der junge Herr sagte genau, was sie selber dachte: „Wer in den Park tritt, muß einen harmlosen Schritt annehmen und die schweren Gedanken lassen. Er ist verpflichtet, sich leicht und lustig zu geben. An solchen Tagen sollte es überhaupt verboten sein zu arbeiten. Man sollte nichts tun dürfen, als im Park spazieren. Wenn man müde ist vom Gehen, auf einer Gartenbank ein wenig eindämmern und, wenn man wieder erwacht, auf dem kleinen See Boot fahren. Man sollte den ganzen Tag nichts tun als die Schwäne anschauen: sie schwimmen, sie streben einander nach, sie beugen die Hälse über die Wasserfläche und heben sich hoch, plötzlich

erschrickt man: Da rauschen sie durch die blaue Luft ..."

Alles, was er sagte, richtete Berta in Gedanken sofort an Anna. „Oh, lächerlich zu arbeiten." Sie wurde gegen die ferne Freundin fast ein wenig grob. Diese aber setzte ihrer Rede gleich Maß und Ziel, so daß sie das Lächeln verlor, ob auch der junge Herr immer hübscher sprach. Doch plötzlich glänzte der Parkteich auf. Das Denken an Anna wurde mit einem „Ach was" abgeschüttelt. Berta nahm mit Freuden die Einladung zu einer Bootfahrt an. Sie wollte jetzt rudern lernen, die Scherzreden der Vorüberfahrenden erhorchen und erwidern und sich's überhaupt im farbigen Kahn gefallen lassen. Sie wollte alles durchkosten. Das konnte sie nicht, wenn sie sich zu der Freundin hinversetzte.

Nun lebte sie ganz auf und bekam ihren Körper, der so kräftig und geschickt war, gern. So wie er zu Hause an der Maschine sein mußte, verachtete sie ihn. Ach, jetzt nicht daran denken.

Bei alledem schrieb er ihr vor, was sie gegen ihn für Gefühle hegen sollte. „Heute gehen wir noch wie fremd und träumend nebeneinander," sagte er, „morgen aber, schon beim Gruße, werden wir uns wundern, wie gut wir uns kennen und verstehen. Laßt uns

heute ganz sorglos sein und gar nichts denken, nur Freude haben am Spazierengehen und Rudern und nachher an einem guten Abendessen. Überlegen Sie sich gar nicht das Für und Wider. Es muß einfach so sein." Und sie betrug sich genau so, wie er es wünschte.

Beim Abendessen verabredeten sie noch Zeit und Ort des nächsten Zusammentreffens, und hernach sagte er freundlich adieu. Sie flog durch die Gassen nach Hause, die Treppen hinauf, ging aber plötzlich ganz leise, denn sie vernahm das Geräusch der Nähmaschine. Sie stand still, zu überlegen, was sie Anna sagen sollte.

„Also," dachte sie, „ich sage: Er war so nett und gar nicht unanständig. Alles kam so, wie ich vorausgesehen hatte. Es war einfach lustig ..." und sie erblickte sich wieder im farbigen Boot.

Nach dieser Überlegung wollte sie weiter gehen, sah aber ein, daß sie das nicht sagen konnte; es war zu lustig für die ernste Anna. Sie hielt an, um etwas anderes zu ersinnen, kam aber zu keinem Ende, da das Geräusch der Nähmaschine sie im Denken störte.

„Warum arbeitet sie eigentlich bis tief in die Nacht?" fragte sie und runzelte grollend die Stirn. „Will sie einholen, was ich versäumt habe?" Es durchzuckte sie vor Unmut. Sie hob den Fuß, entschlossen, mit der zornigen Frage einzutreten.

Doch da verstummte das Geräusch. Jetzt ging Anna zu Bette, jetzt war alles gut, jetzt hieß es nur, geduldig ein Viertelstündchen warten, dann brauchte sie gar nichts zu sagen, dann konnte sie sich im Dunkeln schnell entkleiden, unter die Decke schlüpfen und schlafen. Sie atmete auf.

Nun aber hörte sie Anna die Türe öffnen. Sie mußte vorsichtig zurücktreten, denn ein Lichtstrahl fiel über die Stufen. Der Schein erlosch nicht, ob sie auch eine Viertelstunde um die andre wartete. Endlich schlich sie unsäglich behutsam die letzte Treppenwindung empor und spähte zur Stube hinein. Anna saß am Tische und hatte einen Haufen Taschentücher, die sie säumte, vor sich liegen. Ganz ratlos stieg sie wieder die Treppe hinunter. Und da sie hierbei stolperte und von der entsetzlichen Angst gepackt wurde, daß Anna merken könnte, wer so polterte, floh sie zum Haus hinaus, auf die Straße, die menschenleer und stille war und sich durch einen linden Schneefall weiß zu färben begann, und wagte erst nach langer Zeit, das Haustor wiederum zu öffnen. — Wenn sie Geld mitgebracht hätte, dann brauchte sie sich nicht zu schämen. Dann dürfte sie offen und frei ins Zimmer treten. Wäre sie eine Dirne geworden, dann müßte sie nicht fliehen. Sollte sie hier warten, bis jemand

kam und sie dazu machte? Aber niemand tauchte in der grauverhüllten Gasse auf. „Geduld," sprach sie, „morgen ist auch ein Tag," und lächelte teuflisch, wie sie meinte, wiederholte das Sätzlein ein paarmal und nahm sich vor, mit diesem Lächeln Anna gegenüberzutreten. Sie wollte, was sie morgen sein würde, schon heute scheinen. Augenblicklich schwiegen die Selbstvorwürfe, und die Schwäche legte sich. Nun stieg sie mit lauten, entschlossenen Schritten die Stiege hinan.

Der Lichtschein war erloschen. Sie öffnete die Tür. Auch das Zimmer war dunkel geworden.

Was Anna unterdessen getan hatte.

Auf diesen Augenblick hatte sich Anna den ganzen Nachmittag hindurch vorbereitet. Als sie, von ihrem Einkaufe zurückkehrend, das Zimmer von der Freundin verlassen vorgefunden und die Ursache davon sofort erraten hatte, überschwemmte ihre Seele eine Sturmflut, deren Stürze und Stöße immer wilder wurden und der sie sich zuletzt ganz wehrlos übergab. Sie ließ alles Nachdenken und versank. Als sie wieder auftauchte, sah sie Berta und sich als andere. Berta war groß und gut geworden, so daß sie ihr in Gedanken demütig nahte. Sie aber kam sich immer

erbärmlicher vor. Sie schaute in sich, und es erging ihr wie beim Stubenwischen: Erst wenn man zu kehren begann, entdeckte man den Staub, sah ihn, wo man ihn sonst nie gesehen hätte, und ahnte, daß er in den verborgenen Winkeln noch grauer und dicker liegen müßte. So schwarz kam sie sich vor, daß sie nichts anderes zu tun wußte, als den Kopf auf die Tischkante zu drücken, daß es schmerzte.

Auf einmal besann sie sich, setzte sich an die Maschine und begann zu arbeiten. Sie erstaunte, wie behend und leicht es ging, während vormittags jeder Tritt in den Hüften wehgetan hatte. Zwar schmerzte es auch jetzt noch. Aber eigentlich tat der Schmerz wohl. Sie fühlte sich glücklich, daß sie auch ein bißchen leiden durfte. Es schien ihr aber so lächerlich wenig gegen das, was Berta auf der Straße dulden mußte. Denn was hieß es, eine müde Hand und einen schmerzenden Rücken haben? Es war ja wie weggeblasen, wenn sie sich ein bißchen aufrichtete.

Doch mußte sie in stets kürzern Zwischenräumen sich von ihrem Stuhl erheben und fühlte sich schließlich totmatt. Nur in den Gliedern; denn der Kopf hatte immer noch die Kraft zu denken: „Ich leide nichts und bin Bertas nicht wert.“ Er konnte dies fast um so besser denken, je müder die Glieder wurden, und er

wollte und mußte es tun. Würde er müde werden wie der Leib, so wäre das schwere Sünde. Er fand heraus, daß es doch noch Mittel gab, die Müdigkeit zu bezwingen. Es mußte nämlich nur bei jedem Beugen der Knie und jedem Senken des Hauptes an Berta gedacht werden. Müde werden, indem man sich vor Berta bückte, war unmöglich. Annas Nähen war plötzlich etwas ganz anderes geworden als eine unwichtige, kleinliche Verrichtung. Es wurde der Gottheit der Liebe zum Tor, durch das sie nieder auf die Erde stieg. Auf einem andern Weg erschien sie nicht. Anna konnte lange dasitzen und müßig vor sich hinstarren, die Liebe blieb ihr fremd. Sobald sie aber die willenlose Hand zur Arbeit regte, war sie da. „Ich darf dir dennoch Freundin bleiben," sagte Anna, während ein ungeheurer, den ganzen Leib durchzuckender Schmerz sie ohnmächtig machte.

Kaum aber aus der minutenlangen, süßen Ohnmacht erwacht, trat sie die Nähmaschine wieder.

Durch das Warten in die Nacht hinein wurde aus dem Blick der Liebe ein Blick des Schreckens. Wie durfte sie wagen, Berta gegenüberzutreten? In dem Maße, wie sie stieg, kam sie sich niedriger vor. Jetzt erst fiel ihr ein, daß sie wie Berta auf die Gasse hätte gehen sollen, um vor ihr bestehen zu können.

Gegen zehn Uhr klopften die Zimmernachbarn, die zur Ruhe gehen wollten, an die Wände, weshalb sie die Nähmaschine ließ und die Nadel vornahm. Nun machte sie sich, da ihr bei jedem Geräusche auf der Treppe das Herz aussetzen wollte, den Plan zurecht, der Freundin im Dunkeln zu begegnen. Um ihr Nahen besser zu erlauschen, öffnete sie die Tür. Beim geringsten Laut warf sie die Arbeit weg, drückte die Klinke leise zu und legte in Gedanken schon den Arm um Bertas Schulter. „Verzeihe mir!"

Jedes allein

Als aber Berta wirklich kam und auf das zehnmal hin und her gedrehte Sprüchlein: „Ich glaub', ich bin im Dunkeln eingeschlafen," stumm blieb und sogleich an den Kleidern zu nesteln begann, da war es nicht mehr so einfach, auf sie zuzugehen und ihr die Hand zu reichen. Sie mußte wenigstens wissen, ob sie traurig oder böse war, und wollte deshalb Licht machen. Aber Berta rief: „Zünd' nicht mehr an."

Die Liebe Annas war begierig, sich in jedem Blick und jeder Gebärde kund zu geben. Doch klangen die Worte Bertas so sonderbar, und es war so dunkel. „Wenn sie noch nicht mein Todfeind ist, so muß sie es werden," dachte sie ratlos. Mit dieser schrecklichen

Sorge konnte sie nicht einschlafen. Dies ließ auch die Müdigkeit des Leibes nicht zu. Sie konnte vor Schmerz nicht liegen, wie sie wollte, und mußte sich immer wieder drehen, was eine unsägliche Vorsicht und Mühe erforderte, damit Berta nicht geweckt würde. Jedesmal, wenn sie es bewerkstelligt hatte, atmete sie erleichtert auf. Aber sofort erschien der Schmerz von neuem. Sie bezwang sich, um diesmal länger auszuharren, und das gelang ihr, wenn sie dachte: „Ich habe es verdient." Doch plötzlich stieg die Qual ins Unerträgliche.

Berta schlief auch noch nicht. Sie überlegte, wie sie es sagen sollte, daß sie kein Geld mitgebracht hatte. Das mußte ja gesagt werden. Sie fragte sich, ob ihr der junge Herr morgen welches geben würde. Er mußte sie deswegen verachten. Jedoch, was tat's? Sie wollte ihm ausweichen, einen andern suchen und hernach auch vor diesem fliehen. — Plötzlich aber hatte sie den jungen Herrn sehr gern, wollte durchaus keinen Lohn von ihm und sich auf keinen Fall verachten lassen und haßte Anna, der sie Rede stehen mußte. Doch gleich frohlockte sie wieder: Je schwerer es war, Dirne zu werden, desto stolzer durfte sie sein. So rief sie denn mit lauter Stimme: „Heute bring' ich noch kein Geld. Ich hab mich

erst auf morgen verabredet." Hernach schlief sie ein.

Anna schrak durch den Laut fürchterlich zusammen. Sie hatte sich eben drehen wollen und mit gespanntesten Sinnen nach Berta hinübergelauscht, ob diese schon schlafe. — Jetzt hielt sie sich ganz starr und vergaß den fast zum Krampf gewordenen Schmerz. Nachdem der Schreck vorbeigegangen war, rief sie sich die Worte ins Gedächtnis zurück. Es wurde ihr froh zumut. Nichts war also zu spät. Das Gericht war vorübergegangen. Morgen, bei Tage, da konnte sie Berta derart anschauen, daß sie nicht mehr auf die Gasse ginge. Wie wohlig fühlte sich der müde Körper nun gebettet! Bald schlief sie ein.

Am nächsten Vormittag arbeitete Berta zwar wie gewohnt, jedoch nicht so gewissenhaft wie sonst. Sie scheute sich nicht vor Fehlstichen im Nähen und sagte immerfort zu sich: „Lange mach' ich da nicht mehr mit." Jedesmal, wenn ihr das Einfädeln nicht gelang und sie ungeduldig machte, fragte sie sich: „Was sitz ich hier?" und wünschte sich weit weg von Anna, die so gewandt und rasend schnell nähte. „Wir passen nicht zusammen." Sie sah müßig auf die beweglichen Finger der andern. Die hob nun die Augen in der Hoffnung auf einen Blick, der ihr erlaubte, zu sprechen:

„Nicht wahr, es ist jetzt nicht mehr nötig, daß du auf die Gasse gehst. Denn sieh, wie flink die Arbeit rückt!" Sie fühlte sich wirklich wieder ganz gesund. Aber Berta, die diese Frage auf den Lippen Annas las, runzelte die Stirn, und gegen dieses Stirnrunzeln war Anna wehrlos. Drum wollte sie noch warten.

Was Berta am zweiten Tage tat.

Um vier Uhr, als Anna schon zu hoffen begann, daß Berta bleiben würde, schnellte diese plötzlich auf und rief: „Jetzt muß ich gehen," verschüchterte Anna derart durch dieses brüske Tun, daß diese kein Wörtchen sagen konnte, zog Hut und Mantel ohne aufzusehen an und sprang erregt und triumphierend die Treppen hinunter.

Kaum aber aus dem Tor getreten, wurde sie leer und traurig, wollte sich gar nicht vom Hause entfernen und überlegte, ob sie nicht zurückkehren sollte. Zögernd ging sie die Straße auf und ab. Sie schaute sich die Auslagen an. „Was würde ich mir kaufen?" sann sie nach alter Gewohnheit. Sie hatte aber nichts mehr gern. Sie trat vor einen zweiten und dritten Laden. Es war ihr alles gleichgültig geworden.

Doch plötzlich kehrte sie um. Sie hatte etwas entdeckt, das ihr gefiel. Nein, tausend Sachen hatte sie

gesehen: Blumen, Kleider, güldne Ketten... das war, weil sie für Anna ausgewählt hatte. Sie schritt wie im Fieber die Reihen der Auslagen gegen das Haus hin zurück. Da sah sie Anna sich entgegenkommen. Sofort floh sie weg.

Im Parke traf sie den jungen Herrn, begrüßte ihn fast stürmisch, gab ihm sogleich den Arm und glitt vor Hast aus, so daß sie gefallen wäre, wenn er sie nicht sorglich gehalten hätte. Zum Lohne durfte er sich jetzt ein wenig dichter an sie schließen. Sie aber wiederholte des Spaßes wegen das Ausglitschen.

Der Park mit den verschneiten Baumgruppen und dem kleinen Hügel versetzte sie in ihre Heimat. Die Jugendjahre traten vor ihr Auge. Sie fing zu erzählen an und entzückte ihren Begleiter durch ihre Kindlichkeit. Sie füllte ihm dabei die Taschen mit Schnee. Als er nichts davon merkte, auch noch den Kragen. Hernach mußte er erfahren, wie das ist, wenn man einen linden Schneeball zum scherzhaften Wurf erhebt und plötzlich an die derart zärtlich drohende Hand ein sausendes Eisstück geworfen bekommt. Ferner hatte er das heiße Brennen eines ebensolchen Geschosses am Bein zu spüren, sowie den Schnee aus den roten Ohren zu bohren. Einen Moment lang wäre er fast in einen törichten Zorn geraten. Er ver-

schanzte sich nun hinter einen Baum. Aber Berta hob eine riesige Schneescholle auf und drang mutig vorwärts. Er verschoß seine Munition viel zu früh und floh, nun wirklich in nicht geringer Angst vor der mächtigen Ladung. Sie rückte ihm näher, fehlte zwar mit ihrem Wurf, stürmte aber, obwohl sie keine andere Waffe hatte, dennoch weiter auf ihn ein, erstens weil sie im Zuge war und dann aus einer plötzlich aufsteigenden Gereiztheit, und warf ihn rücklings in einen Schneehaufen, woraus er sich mühsam hervorarbeitete. Beinahe hätte sie ihn noch gewaschen.

Weil es dunkelte und wiederum zu schneien begann, kehrten sie in die Stadt zurück, die ihm mit den weißen Dächern und Balkonen die Reinheit selber zu sein schien. Das hatte seinen Grund darin, daß Berta ihn durch ihr Wesen ganz zum Kinde gemacht hatte. Er blieb es auch beim Abendessen, währenddem sie stets unruhiger und fremder wurde und dennoch die entscheidende Frage erwartete, die zu bejahen sie sich nun Mut in größeren Schlücken Rotwein anzutrinken begann.

Endlich merkte er es an ihrem etwas verzerrten Lächeln, beschloß aber, sich die Knabenstimmung zu bewahren, denn dies schien ihm der schönste Zu-

stand auf Erden. Aus diesem Grunde sagte er, nachdem er sie auf den nächsten Tag in sein Zimmer geladen hatte, wiederum freundlich Adieu. Er war sicher, daß er auch morgen so wie heute sein würde.

Was Anna unterdessen getan hatte.

Als Berta weggegangen war, hatte sich Anna vor der aufsteigenden Gedankenwirrnis durch den Entschluß gerettet, auch auf die Gasse zu gehen. Dies blieb das einzige, um der Freundin wiederum nahezukommen. Sie hätte auch vor übergroßer Bangigkeit nicht allein im Zimmer bleiben können.

So kam sie denn in jene Gasse, wo die Mädchen langsam mit schöngehaltenen Röcken gehen. Sie durcheilte sie hastig, ohne aufzuschauen, ohne die nötige Kunst. An ihrem Ende angekommen, stand sie still und schaute zu, wie die Menschen kamen und wiederum kehrt machten. Dann trat sie ihren Gang von neuem an. Aber sie vermochte nicht einen einzigen Schritt anders zu machen als das erstemal und stand bald am entgegengesetzten Straßenabschluß, wo sich kein Mensch befand. Eine hilflose Verzweiflung überfiel sie und trieb sie nach Hause.

Doch schon auf der Treppe kam ihr alles wiederum leicht vor. Warum sollte es denn nicht gelingen? Sie

wollte schon umkehren, trat aber vorher in das Zimmer und stellte sich vor den Spiegel. Hier drehte sie sich so und drehte sich anders. Doch plötzlich stand sie unbeweglich still. Sie hatte wie ein Aufblitzen ihren Körper als etwas ihr bis jetzt ganz Unbekanntes empfunden. Dies fremde Gefühl suchte sie wieder und bewahrte es krampfhaft, trat damit aus dem Hause und schloß sich den Reihen von neuem an.

Jetzt gelang es ihr, so langsam zu gehen, wie die etwas starre Schönheit just vor ihr im Frackmantel. Sie dachte nichts, als sich gewaltsam zu halten. Wie sie aufblicken wollte, das ahnte sie noch nicht. Sie wußte überhaupt nicht, daß dies nötig war. Sie konnte wohl gerade vor sich hin in die Ferne schauen, aber einen einzelnen Menschen mit einem Blicke zu umfassen, das fiel ihr nicht ein. So langte sie denn unversehens wiederum am Gassenende an.

Wo war die befrackte Dame geblieben? — Sie hatte sich vor einen Laden gestellt und die Dinge darin angeschaut. Ein Herr war neben sie getreten und hatte das gleiche getan. Jetzt gingen beide Arm in Arm davon. „Ich muß eben lernen und darf nicht so schnell verzweifeln," sagte Anna und fing an, sich im Anschauen der Auslagen zu üben.

Das war das Mittel, den Menschen, die hier gingen,

ähnlich zu werden. Es gab doch in den Buchläden gewisse Dinge zu schauen. Die Nummern des Kinematographen brachten die Phantasie in bestimmte Bahnen. In jeder Auslage befanden sich Gegenstände, die Gesichtszüge und Bewegungen verliehen, die nötig waren zum Erfolg. Hatte man seinen Kopf damit gefüllt und schaute man nun weg von ihnen auf die Menschen, so verstand man deren Mienen etwas besser. Man mußte so lange die Gasse auf und ab gehen, bis man den letzten Winkel und seine Bedeutung auswendig kannte.

Das Kind Anna ging von Laden zu Laden und trat wiederum weg, jedesmal ein bißchen heiliger geworden, denn sie sah nicht das Richtige an. Es hatte keinen Sinn, einen Obstladen zu betrachten und hier so lange zu verweilen. Die Herren mit den schönen Zylindern und den starren Schnurrbärten verarbeiteten andere Sachen als Obst in ihren Köpfen.

Es gelang ihr nicht, was sie wollte, und sie stand wiederum am Straßenende, mit Augen, die noch innerlicherer geworden, die alles, was um sie geschah, übersahen, die sich anstrengen mußten, um etwas in der Nähe zu erfassen. Sie war ganz in sich versunken. Die Männer wechselten ihretwegen das Trottoir. Sie verlangsamten den Schritt, je näher

sie kamen, bemerkten ihre abwesenden Augen, trollten sich wieder und warteten da und dort an einer Ecke. Es waren bedenkliche Gesellen unter ihnen, einige zerlumpt und andere nicht mehr sicher auf den Füßen.

Plötzlich raffte sich Anna auf und sah um sich. Sie erblickte in einem Toreingang ein Mädchen, das mit geneigtem Kopfe lächelte. Sofort wußte sie, daß dieses Lächeln einem Manne galt, der durch die Tür verborgen war. Denn es war ein ganz eigenartiges Lächeln.

Warum hatte sie nie auf diese Art gelächelt? — Sie lächelte. Nur dieses mußte noch gelernt werden. Sie trat in eine Nebengasse, lächelte vor einer Spiegelscheibe und glaubte es ganz gut zu können. Hierauf ging sie mit gesenktem Kopfe lächelnd wiederum auf den Gang. Sicherlich sahen sie jetzt alle an. Sie brauchte nur aufzuschauen, um jemand an den Arm zu bekommen. Zuweilen erneuerte sie das Lächeln, denn sie spürte, daß dies nötig war. Als sie die Augen die ersten Male aufschlug, traf es sich, daß sie entweder durch einen Schülertrupp ging oder just das Lächeln zu erneuern vergessen hatte. Gleich senkte sie sie wieder und schaute wie gebannt auf ihre Fußspitzen. Es wurde ihr schwindlig, und sie verzweifelte mitten im Gedränge, dort, wo die Gelegenheit eben

die beste gewesen wäre. Sie wußte nicht mehr, ob sie lächelte, und kaum mehr, wo sie sich befand. Doch solche Augenblicke vergingen.

Jetzt sah sie zehn Schritte vor sich ein festes Mannsgesicht auftauchen mit großem Schnurrbart. Sie nahm sich zusammen und bereitete sich vor. Es galt den Schimmer des Mantels nicht zu verlieren. Schwand er? Nein, er kam heran. Nun mußte der letzte Krampf im Herzen überwunden werden. Wie nur? Nie hatte sie geahnt, daß solche Krämpfe möglich waren. Zum Glück fiel ihr Berta ein, für die sie alles tat. Sie konnte sich bezwingen. Es flog jedoch der Boden unter ihren Füßen, sie wußte nicht mehr, wo sie ging. Da dunkelte der Ausblick, der Mann war da. Sie hob das Antlitz, schrak fürchterlich zusammen unter seinem Blicke, floh hinweg und wagte sich erst umzuschauen, als sie einige Straßen hinter sich hatte. Hierauf lief sie noch eine halbe Stunde ohne Richtung des Weges, stand auf einer langen, schwarzen Brücke, die über ein unabsehbares Gewirr von Eisenbahnlinien führte, still, sah ohne zu schauen in die rauchende Ferne, kehrte um und eilte durch schmale und breite, durch rote und schwarze Gassen und kam in einer Villenstraße endlich zur Besinnung.

Mußte sie wirklich eine Dirne werden, um Berta

nahzubleiben? Konnte sie anderswie ihr keine Liebe und Verehrung zeigen? Darüber wollte sie ins klare kommen. Wie war denn Berta eigentlich, und wie war sie selber? Aber sie fand keine Antwort. Sie glich einem Menschen, der zwei Zahlen im Kopfe zusammenzählen möchte, aber nicht weiter als bis dahin gelangt, daß er sie vor sich hinsagt und gerade noch genug Gedächtnis besitzt, sie durch beständiges Wiederholen nicht zu vergessen, der aber nie zum Addieren kommt. Da haben wir (so sagt er) erstens sechstausenddreihundert und vierundfünfzig, und zweitens haben wir siebenhundert und fünfunddreißig, also erstens sechstausenddreihundert und vierundfünfzig und ... na, wie heißt nun die zweite ... ah, siebenhundertfünfunddreißig. Also, wart' mal ... sechstausend ...

So stand sie da. Zuweilen schaute sie um sich, aber sie hatte nicht mehr die Kraft, die Dinge ringsum wahrzunehmen. Der Glockenschlag, den sie zählen wollte, entfloh ihr, eh er ausgeklungen.

Über ihr auf einem Balkone, dessen Brüstung noch die Schneebalken trug, stand ein Knabe und ein Mädchen. Das Mädchen formte die Kugeln und legte sie in einer hübschen Reihe hin. Der Knabe nahm sie in Empfang, drückte sie wasserhart und warf sie

dann in einem Sprühregen auf die Gasse. Träf' mich nur einer mitten ins Gesicht, dachte Anna. Denn eben hatte sie sowohl die Zahl sechstausenddreihundert und vierundfünfzig als auch die Zahl siebenhundert und fünfunddreißig vergessen und verzweifelte nun überhaupt an allem Nachdenken. Da sauste ein Ball herunter, der getroffen und geschmerzt hätte. Doch sie war ausgewichen. Das bereute sie nun bitterlich. Und leider war der Schnee auf der Brüstung jetzt weg. Sie war aber auf einmal ganz munter geworden und konnte wiederum beobachten. Von fern her sah sie einen Mann kommen. Dem wollte sie sich anbieten. Sie merkte nicht, daß er schwankte, dazu war sie ihrer Sache zu sicher. Und schon wollte sie über die Straße eilen, als der letzte und deshalb besonders gut präparierte Ball sie furchtbar hart ins Kreuz traf, daß sie fast umsank.

Sie konnte sich nicht mehr grade strecken und sann nichts mehr als heimzugehen. Plötzlich hatte sie den Schmerz, der sie so gebückt zu gehen zwang, gern. Das hieß sterben wollen. Sie ging krumm die Treppen hinan, legte sich krumm aufs Bett und starrte in sich.

Aber nun spürte sie fast mit Entsetzen, daß der Schmerz sich verzog, daß sie nur tat, als ob sie litte. Sie suchte sich zu strecken und konnte es ohne Qual.

Der Abend war noch nicht weit vorgerückt. Sie sagte sich, daß sie nur deshalb keinen Mann gefunden hatte, weil sie zu früh in die Gasse gegangen war. Als sie aber aufstand, um sich den Hut aufzusetzen, schmerzten die Hüften wiederum unmenschlich, und die Knie schlotterten. Auch war eine Fiebersprache in ihr, daß sie vielleicht diese Nacht stürbe, sicherlich aber morgen. Dann war Berta gerettet. Denn sie konnte die Kleider und die Maschine verkaufen.

Um den Schmerz zu etwas zu machen, das sie dem Sterben näher brachte, setzte sie sich an die Maschine und fing zu nähen an. Denn in dieser Lage fühlte sie ihn am unheimlichsten und deutlichsten. Der Todesgedanke flößte ihr große Arbeitslust ein. Sie nähte schneller als je im Leben. Die Füße traten die Pedale sicher trotz der Stiche in den Hüften. Jetzt schwieg auch die Mahnung, wiederum auf die Gasse zu gehen. Es konnte, es mußte, o Freude, kein Entschluß mehr gefaßt werden. Die Sorge der Schlechtigkeit und Schwachheit schwand. Die Seele war rein und klar geworden wie ein See unter dem Himmel. Wenn sie ganz genau war in den kleinsten Dingen, im Säumen und Steppen, dann kam sie schneller zum Ziel. Die Kälte der Füße, der Frost, der sie durchrieselte, das quälende Zucken in den Augenhöhlen

wurden fröhlich begrüßt. Denn alles näherte sie dem Tode. Sterben aber wollte sie, um zu zeigen, daß sie Berta liebte. Der größte Schmerz war nur das Innigste der Liebe. Sie jubelte, es war so schön, die Freundin zu erwarten, wenn man auch etwas für sie tun konnte. „Heute darf ich das Licht schon brennen lassen," sagte sie zu sich.

Endlich hörte sie sie kommen.

Sich Feind

Berta dünkte es, als sie die Treppen hinaufstieg, seltsam, daß alles so wie gestern war. Ihr Gedankenleben setzte grade dort ein, wo es am vergangenen Tage aufgehört hatte. Sie sah im Geiste schon Annas Augen dringlicher fragen, ob sie Geld mitbringe, und wurde noch trotziger als gestern. Aber heute machte sie sich keine Vorwürfe, sondern öffnete nach kurzem Zögern mit einem Zurechtrütteln des Körpers und einem „Ach was!" die Türe.

Als sie Annas Augen, die den ganzen Abend Verehrung gesammelt und sich durch Not und Mühe schwarz umrändert hatten und jetzt in dem einzigen Wunsche brannten, große Liebe auszustrahlen, auf sich gerichtet sah, sagte sie: „Du willst wohl wissen, wie ich aussehe, aber das gibt's nicht," schlängelte sich

hämisch lächelnd und mit Hoplarufen zwischen Tisch und Stuhl hindurch der Lampe zu und blies sie aus.

Hernach kleideten sich beide im Dunkeln aus. „Wenn mein Gesicht nur leuchten könnte!“ dachte Anna und setzte sich im Bette aufrecht. Dort im Dunkel lag Berta. Was sann sie wohl? — Da ging im Hofe draußen ein Licht auf, das blitzartig das Zimmer erhellte. Die Mädchen starrten sich an mit Blicken, die im Traume wiederkehren mußten. Berta sagte gedämpft: „Tu' das nie mehr, sonst spring' ich zum Fenster hinaus.“ Sie drehte sich trotzig weg. Nun brauchte sie gar nicht zu sagen, daß sie auch heute kein Geld mitgebracht hatte. Sie würde es gesagt haben, wenn Anna sie nicht derart angeschaut hätte. Dazu besaß Anna kein Recht. — Sie kam mit ihrem vom Wein erhitzten Kopfe nicht über diesen Trotz hinweg und schlief feindselig ein.

„Martere mich nur,“ hatte Anna in Gedanken auf Bertas bösen Ruf geantwortet, „wenn nicht heute, so wirst du morgen doch erkennen müssen, daß ich nicht schlecht bin, sondern so gut wie du, morgen, wenn ich gestorben bin, und das soll deine Strafe sein. Ich, das weiß ich, hätte nie so sein können, wie du vorhin.“ Berta schien ihr einfach schlechter geworden.

Im fieberhaften Halbschlaf aber ging ihr auf, daß

sie sterben wollte, um zu triumphieren und besser zu sein als die Freundin, und daß ein solches Wollen das größte Verbrechen war. Gelogen war es einfach, wenn sie Berta schlechter nannte. Berta konnte nicht sinken und wenn sie das Schrecklichste täte auf der Welt. Annas wegen täte sie es ja. Auf diese müßte es zurückfallen. Diese mochte in Peinlichkeit und Reinheit leben, sie sündigte trotzdem und verdarb. Berta hatte das Recht, sie die ganze Nacht hindurch zu schelten mit Worten, wie sie wollte, keine Silbe der Verteidigung war da angebracht. Anna war ein Feigling. Als Feigling mußte man schweigen. Als Feigling durfte man nicht mitleidig sein. Es war Sünde, Berta anzuschauen, tat man es auch mit dem zartesten Blicke. Man erwarb sich nicht einmal durch Krankwerden und Sterben das Recht zu lieben. Denn das Ausweichen in der Gasse war das schändlichste Verbrechen gewesen. Berta mochte tun, was sie wollte, nie konnte sie so schlecht werden wie Anna. Sie mußte durch das Schlimmste nur besser werden, Anna aber durch alles stets schlechter ...

Diesem Fiebern entriß sie sich durch die Wiederaufnahme des Entschlusses, in die Gasse zu gehen. Nun war sie froh, daß sie der heutige Tag nicht kränker gemacht hatte. Sie erlebte die Gelegenheiten des

Ganges wiederum. In der Phantasie schien alles leicht. Kaum hatte sie einen Mann am Arm, so ließ sie ihn wieder, um zu probieren, ob es mit einem andern auch gelänge. Endlich schlief sie ein.

Am andern Tage saßen beide an der Arbeit mit gesenkten Augen, die große Furcht verrieten, wenn sie die Lider aufschlugen.

Anna suchte sich beständig die Ströme in den Gassen und die Wirbel auf den Plätzen vorzustellen, den ewigen Wirrwarr, in den sie tauchen wollte. Wenn sie den Entschluß ausgeführt hatte, durfte sie wiederum aus freien Augen schauen. Jetzt mußte sie es ganz verstohlen tun.

Bemerkte Berta einen von Annas schüchtern verehrenden Blicken, so schmiedete sie schreckliche Pläne. Sie wollte anders angeschaut werden, so wie sie es verdiente, voll Entsetzen. Sie nahm sich deshalb vor, heut in der Gasse scheußliche Dinge zu tun, z. B. ein Plakat von einer Türe zu reißen, auf welchem stand: „Geheiztes Frauenzimmer zu vermieten", es um den Hals zu hängen und so umherzumarschieren. Sie lachte böse auf und schaute zu Anna hinüber. Diese aber zuckte heftig zusammen.

So stiegen beide in die Hölle, um ihr Leben zu

rechtfertigen. Wenn ihnen diese Bilder schwanden, so überkam sie eine öde Leere.

Anna tat gegen Abend nichts als träumen, wie die Mauer zwischen ihr und Berta fiele und das Zusammenkommen um so schöner werden mußte, je unmöglicher es geschienen hatte.

Berta aber wurde immer mehr von einer großen Qual befallen, gegen die sie ankämpfte, indem sie zornige Gedanken auf die Freundin schleuderte. Der Hohn wich nicht mehr aus ihren Augen, und als sie endlich aufstand und den Hut aufsetzte, schnitt sie eine hämische Grimasse. Dies bereute sie zwar schon auf der Straße. Aber sie gewann es trotzdem nicht über sich, auch nur in Gedanken um Verzeihung zu bitten. Sie eilte, zu ihrem Liebhaber zu kommen. Denn vor der Freundin, die sie im Geiste sah, war ihr fast bänger als vor der wirklichen.

Was Berta am dritten Tage tat.

Der junge Herr war den ganzen Tag in seinem Zimmer auf und ab marschiert und hatte zu sich gesprochen: Ich werde mit ihr bekannt, nicht um sie zu erobern, sondern um ihr zu helfen. Sie befindet sich in einem Übergangsstadium und ist noch etwas leichtsinnig und seelenlos. Mein Blick trügt mich da

nicht. Wenn es ihr jetzt gelingt, etwas bewußte Seele zu erhaschen, so wird ihr späteres Leben, mög' es sein, wie es will, sie innerlich bereichern. Würde sie noch so umhergestoßen, im Grunde wäre sie doch reich. An dieses kurze Zusammensein mit mir ist ihre ganze Zukunft geknüpft. Nichts ist nötig, als daß sie jetzt mit mir geht. Sie wird weinen müssen vor Freude an den Zielen, die ich ihr geben kann. Ich habe sie mein ganzes Leben hindurch gesucht. Sie ist das einzige Mädchen, das ich so beseelen kann. Dank dem Schicksal, daß ich bis heute noch nie geliebt habe. — Wie sie jetzt vor meinem innern Auge steht, ist sie ein wenig zu äußerlich und lebenslustig. Doch brauch' ich ihr nur tief ins Auge zu schauen, dann geht das alles weg, dann ist sie das beste und reinste Weib . . ."

So dachte er mit geschlossenen Augen. Seltsam, wie die Bilder sich webten. Er stellte sich vor, daß Berta in der dunkeln Ecke säße, und hörte sie sagen: „Ich habe Sie lieb." Er schwieg lange, trat dann auf sie zu, küßte ihre Hände und schüttelte den Kopf. Dann ging er wieder weg. Nun fühlte er, wie sie anders, wie sie von Augenblick zu Augenblick tiefer wurde. Jetzt hatte ihre Liebe durch die schmerzliche Entsagung die höchste Heiligung erreicht. Er nahte sich ihr wieder. Oh, wie hatten jetzt ihre Augen anderen

Glanz! Jetzt durfte er endlich sprechen: „Ich habe dich auch lieb.“

Da läutete es draußen, und die wirkliche Berta erschien. Sie sah gedrückt aus und war sehr schweigsam. Seine festliche Freude sank und hob sich auch nicht, als er ihr die schönsten Statuen zeigte und von den Linien zu reden begann, wie man sie trinken könne mit den Augen. Er wurde immer kälter im Herzen. Und dennoch spähte er scharf nach dem Mädchen.

Berta verstand nichts von dem, was er sagte, da sie seiner Rede nicht zu folgen vermochte der bösen Gedanken wegen, die in ihr gegen Anna immer noch hin und her fuhren und die sie als wahr und berechtigt sich durchaus beweisen wollte. Bevor dies gelungen war, ging nichts in ihren Kopf. Aber der ohnmächtige Begehr, der Freundin etwas Schlechtes anzudichten, brachte nach und nach eine trostlose Ermüdung über sie, in der sie dennoch nicht zu ruhen vermochte und die zu einer qualvollen Erstarrung wurde. Eine wahrhafte Todesangst befiel sie da.

Jetzt stöhnte sie auf: Das demütig-stolze Antlitz Annas erschien ihrem Geiste. Die schmerzlich sprechenden Schläfen neigten sich über ihre dunkle, nutzlos wühlende Stirn. Sie gossen ihr die rechte Wahrheit

ein. Nun war das Wehr durchbrochen, und die Liebe flutete endlich hervor. Das schmerzte noch hundertmal mehr. Denn sie erkannte, daß sie mit der schwachen Stirne nie genug Bitten um Vergebung finden konnte. Aber trotzdem war diese Qual eine Gnade und Erlösung aus der Erstarrung. Sie atmete tief auf.

Der junge Mann aber deutete den Seufzer anders. Er trat herzu und packte Berta etwas roh. Er hatte es eigentlich gar nicht gewollt.

Unsäglich roh war es gewesen, sagte er sich, nachdem sie sich losgerissen hatte und zum Zimmer hinausgeflohen war. Er warf sich zu Boden und stöhnte: „So roh ... so roh ...“

Er verwand diese Erinnerung sein ganzes Leben nicht mehr. Nach einigen Wochen fesselte ihn eine Krankheit für immer an sein Zimmer, das er bis zu seinem Tode nicht mehr verließ, von dessen Fenster aus er noch drei Jahre die Sonne untergehen und die Vögel ihre Linien in den Himmel ziehen sah.

Drei Tage, bevor er starb, sann er noch:

„Es muß etwas in den Dingen sein, in Baum und Grashalm, das mich besser macht, wenn ich mich einem recht innigen Betrachten hingebe. Ist es das Gesetz, wonach sie wachsen und welken? Wenn das Er-

fassen des Gesetzes mich gut macht, dann muß es wohl ein Gesetz der Güte sein. Die Blume blüht nach einem selig strahlenden Gesetz der Güte, und die Wolke zieht deswegen ihre Bahn. Wenn ich Blume und Wolke noch einige Wochen (oder vielleicht, o Freude, müssen es nur noch einige Stunden sein) betrachte, dann sind die Gesetze aller Güte in mich geströmt, so daß ich vor Glück vergehe, so daß ich einem Menschen alles sein kann, so daß ich die Macht erhalte, über der Geliebten immer schützend zu schweben. Wo mag sie wohl sein? Was mag sie wohl tun? Ich darf niemand fragen, weil ich mich strafen muß. Doch Geduld, bald werd' ich fliegen können. — Ich bin gerettet, sicherlich, denn ich habe doch mindestens tausendmal die Sonne schön untergehen sehen, und das heißt tausend Kämpfer haben, die schlagen alle häßlichen Augenblicke, alle Dämonen, in die Flucht. Wenn ich einige hundert Bäume im Gedächtnis trage, die im Abendrot erglüht sind oder sich im Sturme gebogen haben, dann besitze ich einige hundert Worte einer Sprache, die ich einst sprechen kann vor dem Herrn und die mich loskaufen wird. O Baum, Wolke, Gras, Vogel, ja ja scherzender Buchfink, o Straße da unten und Mensch darauf, o Abend, Schlaf und Tod, komm, was es sei, es wird mir zu einem guten Worte,

es naht sich so dringlich in seinem Reichtum, will mir geben, damit ich sprechen kann vor dem Herrn. Vom Baum habe ich längst genug Worte, von der Straße auch, von der Krankheit muß ich noch einige, doch nicht mehr viele, und nur noch glückliche, gewinnen. Denn Sterben macht mich nicht mehr unglücklich. Das Sätzlein: „Ich bin so weit, daß ich sterben darf," umfaßt alle Worte des Lebens. Es ist Gesang. Tod, ach wie lächerlich! Leben und Sterben tat ich gestern schon und tu' ich heute wiederum so gern. Drum werd' ich siegen. Grad jetzt will ich noch einige Dämonen schlagen. Also die Sterne angeschaut und den Tönen der Nacht gelauscht. Oh, ich rühme mich, daß ich an diesem Abend ein ganzes Jahr gutmachen kann, was sag' ich, nein, ein ganzes Leben. Wenn ich den Strahl eines Sternes trinke, was heißt das wohl? O Schöpfer du des Sternes, ich bin dir nah, deine alles versengende Güte will Besitz von mir nehmen. Das Heer schlimmer Erlebnisse, das mich gefangen hielt, stiebt nun davon. Ist's möglich, wegen eines einzigen Sternenblickes, den ich trank? Drum will ich die Gelegenheit benutzen: dem späten Lied der Amsel lauschen, eine Blume küssen, mich verlieren in die Nacht — ich spür', bald werd' ich fliegen können . . ."

Nun sann er anders in sich und stöhnte plötzlich auf: „So roh . . . so roh . . .“

Was Anna an diesem Tage getan hatte.

Anna hatte gleich nach Berta das Zimmer verlassen mit dem Vorhaben, in eines der Cafés zu gehen, die jene von ihr am vergangenen Abend so oft durcheilte Straße säumten. An Ort und Stelle angekommen, scheute sie sich aber vor den in Braun und Purpurn prächtig gekleideten Portiers, ging weiter, geriet dabei in immer ärmere Quartiere und befand sich schließlich auf einem wirr belebten Platze. Hier sah sie, wie die Leute einem großen Portal zuströmten, das ein Mohr in rotem Kleide hütete. Es schien ihr erst ein Mensch wie andere zu sein. Doch als durch langes Hinstarren die Fronten der Häuser vor ihren Augen in dunkle Massen verschwammen, bis zuletzt nur noch das große Tor sichtbar war, da nahm er auf blitzartige Augenblicke ein seltsames Aussehen an. Er veränderte nämlich sein Gesicht von innen heraus, so daß es aus einem einzigen Zähneblecken bestand. Grade weil dies so grauenhaft war, zog es sie näher. Hier hinein mußte sie, dessen war sie gewiß. Eben wies er einen großen Klumpen von Mädchen mit seiner Lanze

zurück. Er blies die Backen auf und rollte scheußlich seine Augen, als sie trotzdem vorwärts drängten. Das schien ihr der rechte Augenblick. Sie ging auf ihn zu und lächelte ihn an, wonach die Luft mit großem Baff aus seinem Munde flog und ein Grinsen sein Gesicht überzog. Er senkte gnädig seinen Speer und ließ sie hineinhuschen.

Die Leute, die dieses Lokal betraten, pflegten am Anfang des Ganges eine Weile stille zu stehen. Es handelte sich darum, eine Miene aufzusetzen, die Verbindung mit der Versammlung schaffte. Diesen Mann da mit der schweißigen Stirn lachte man an, um ihn vertraulich zu machen. Wer seinen bedenklichen Blick aushalten wollte, mußte selber bedenkliche Sachen denken können. „Habe die Ehre," sagte man zu einem andern mit einem verwaschenen Geifermaul. Hier stand ein dritter abseits, schneuzte im Verborgnen durch die Finger und sah sich nun doch beobachtet. Aber er verzieh, wenn man zu lächeln verstand und sagte: „Gescheiter als in der Tasche mitnehmen ist es immer noch." Dergestalt mußte man sich betragen, wenn man willkommen sein wollte.

Anna wurde vom Menschenstrom mitten durch den Saal geschoben, eine kleine dreistufige Treppe hinaufgedrängt und an ein leeres, verachtetes Tischchen,

das sonst Schenkzwecken diente, gezwängt. Hierauf bekam sie mit lautem Knalle ein Gefäß hingestellt, ähnlich einem kleinen, grauen Fasse, vor dem sie, ganz erschrocken, dasaß, ohne zu wissen, was darinnen war. Denn auf den Gedanken, es zu öffnen, kam sie nicht.

Lange Zeit blieb sie allein. Die Leute, die nach Plätzen suchten, streiften sie mit Augen, die sagten: „Nur nicht neben der sitzen," und gingen verdrießlich weiter. Sie aber schaute ihnen verstört nach, wie sie wiederum in dem brodelnden Meer, aus dem der braune Rauch aufstieg, verschwanden. Dort unten fuhren die Blicke durcheinander wie schlimme Handgriffe. Sie mußte die Augen gleich wieder wegwenden, denn es wurde ihr wirr im Kopf.

Plötzlich setzte sich ein langer, handfester Mann mit massigem Untergesicht und kurz geschnittenem Haar, das die Spuren ehemaliger Löcher zeigte, neben sie, sehr mißvergnügt, daß er hier, so abseits dem Wirbel, Platz nehmen mußte. Es hatte sich sonst kein freier Stuhl gefunden.

Das war der Kutscher Schenkel, der direkt von Hamburg kam, wo er drei Menschen getötet hatte. Er fand sich ein nach dem Weltgesetz, daß der Verbrecher dem Heiligen begegnen muß, damit der Heilige die Vollendung erfüllt. Er saß aber so selbst-

bewußt an seinem Platze, als wäre er da aus eigenstem Willen.

Ein guter Wein, den er sehr laut bestellte, sowie die hübschen Kellnerinnen, die vorüberhuschten, stimmten ihn milder. Er lehnte sich zurück, schaute einer jeden mit etwas anderm Gesichtsausdruck nach und ließ sich auf zehn bis zwanzig verschiedene Arten das Gemüt erweichen. So kam es, daß er zuletzt die Nachbarin, die er ihres leidenden Gesichtes wegen eigentlich nicht mochte, mit einem Prosit aufschreckte, und ihr nach einem langen Zuge sein Glas bot, woraus sie den Wein versuchen sollte. „Trink' aber auf der andern Seite als ich," sagte er drohend.

Hierauf schrie er in den Saal hinunter, und es entstieg der Gischt ein altgebücktes Männchen mit einem seitwärts umgehängten Kasten, dem es nun allerlei Instrumente entnahm. Der Kutscher streckte ihm seinen Stock oder sogenannten Totschläger unter die Nase und sagte kurz: „Schenkel." Der Name wurde kunstvoll eingraviert und das Männchen reich belohnt entlassen.

Jetzt aber hatte Schenkel Lust bekommen zu reden. „Schau' mich mal an," rief er. Als Anna dies folgsam tat, aber sofort den Blick wiederum abwandte, fuhr er fort: „Heut morgen um sechs Uhr mit dem Blitz-

zug angekommen ... zweispännig nach dem Hotel gefahren ... Frühstück daselbst ... dann Morgenbummel durch die königlichen Gärten ... Frühschoppen: Exzellentes Pilsner, Urquell, ich sag' dir, aus wahren Champagnergläsern ... hernach zum Diner ... dann Orientierungsfahrt durch die Stadt per Automobil ... Besichtigung des Wachsfigurenkabinetts ... me voilà, Schenkel, hörst du?"

„Ja," antwortete sie furchtsam.

Ob sie von ihm gelesen habe, fragte er weiter, befriedigt von ihrem Blick, runzelte aber sofort die Stirne, als sie nein erwiderte. „Schau mich an," drohte er und stellte den Unterkiefer vor. Hierauf nickte er. Die Angst in ihrem Auge war zwar etwas, das dem Gemüt wohl tat, aber noch nicht das richtige. Er riß deshalb ganz plötzlich ihren Arm herum, hielt ihre bleiche Hand mit seiner breiten, schwarzbehaarten roh umfaßt und rückte ganz nah. Doch Anna hatte auf einmal alle Furcht verloren und schaute aus den weiten Augen wie in eine große Ferne. Sie änderte den Blick nicht, ob Schenkel auch den Totschläger am untern Ende faßte und mit dem Griff, worauf sein Name stand, leise auf ihren Kopf tippte, indem er mehrmals „Schenkel" sagte. Er mußte seine Augen senken. Er rollte sie und wütete mit ihnen und warf sie

im weiten Umkreis herum. Aber auf Annas Antlitz beharren konnten sie nicht mehr. Drum sagte er, sie solle seinen Platz hüten, bis er wiederkomme, stieg in die vielstimmige Wirrnis hinunter, um sich dort frische Wut und Wildheit zu holen, und tauchte bald empor mit drohenderen Gebärden. Sie hatte gar nicht daran gedacht zu fliehen, hätte es auch nicht vermocht, da ihre Glieder wie abgestorben waren.

Es schien ihm jetzt, daß Anna grade die war, die er gesucht hatte. Von jetzt an musterte er die Weibertrüppchen, die neben ihm vorbeistrichen, nicht mehr. Die Blicke auch der respektabelsten Dame ließen ihn kühl. Er sah nichts mehr als Annas totenbleiches Antlitz.

Er fing damit an, daß er eine Reihe seltsamer Worte sagte, die ihm gräßliche Augen machten. Sie hing an ihnen, ohne zu verstehen, aber wie gebannt, denn sie fühlte, daß sich ihr Geschick erfüllte, und sie wußte, daß Berta ihr verzeihen mußte, wenn sie es geduldig erlitt. Mit dem innern Ohre lauschte sie den Worten der Versöhnung, während das äußere wie von einem höllischen Feuer umzischt wurde.

Ihrer Augen wegen, in denen er das Grauen sehen wollte, neigte er sich immer näher. Er raunte ihr ins Ohr: — wer war er? Er war der Kutscher

Schenkel. Er harrte in der Wagenreihe, Stund um Stunde, Nacht um Nacht. Er nahm nur Leute mit, die schwankend über die Straße kamen. Dann fuhr er in immer finstere Gassen. Im Deck der Kutsche war ein Loch, wodurch er spähte ...

Er unterbrach sich und fragte: „Soll ich ein Liedchen singen? Ja, mein Vögelein?"

S'ist einer rin,
Drum los von der Wagenreihe,
Die sich dehnt in der Gaß.
— Da fuhr er eine Leiche.

Jetzt greift er stets an die Stirn,
Jetzt ist Grauen und Wut und Haß
So schreckvoll darin,
Jetzt hat er immer Träume,
Daß ein Kind ihm tut nahn,
Und daß sie beide fahrn
In ewiger schwarzer Nacht
Und daß das Kind die Hände hebt und spricht:
„Ich bin der Himmel licht,"
Und daß er den nie schauen kann,
Und drum dem Kind die Augen aussticht.

Ob sie was merke, fragte er. Sie sah ihn ohne Wimpernzucken an und sagte: „Ja."

„Also," rief er, nahm sie wie eine Sklavin beim Arm und stieß sie vor sich her in den Wirrwar der

Menschen hinunter. Er führte sie ringsum und machte sie bekannt mit lustigen Leuten aller Art. Von dem Hohnlächeln der kalten Dirnen ging's zu dem Kneifen und Zwacken der elegant gekleideten Athleten vom Varieteetheater Metropol. Dann stellte er sie einer Runde schmunzelnder Glatzköpfe vor. Die Malermeister und Maurer, die Krämer und Studenten, alle gaben sich in ungezwungenster Art. Jetzt wurde sie halb erdrückt, und jetzt stand sie in einem Kreise tollstampfender Menschen. Sie kam bei den Volkssängern vorüber, und jeder brüllte ihr seinen teuflischsten Laut in die Ohren.

Da hob einer sein Seidel. Sie schloß die Augen, weil sie einen Schlag erwartete. Es war aber nur ein Mann, der sich auf Durst konzentriert hatte. Als sie die Lider aufschlug, schwang er den Humpen immer noch wild durch die Luft. Auch hier tat's einer und dort ein dritter. Sie befahl sich Gott und öffnete die Augen nicht mehr, ließ sich blindlings fortdrängen und wurde immer mehr gestoßen und gezwickt. Denn jeder fühlte, daß hier jemand geprobt werden sollte. Eine Begeisterung ergriff alle. Das ganze Lokal stand auf, lärmte, wütete und kochte Böses.

Eben war sie am Ende des Ganges angelangt. Schenkel neigte immer noch sein Gesicht über das ihre,

zu schauen, ob der furchtlos ergebene Ausdruck, der ihn in solche Wut versetzte, endlich dem des Grauens und der Qual wiche. Aber sie blieb bleich und still.

Da schrie jemand am anderen Ende des Ganges: „Telegraphieren!" worunter ein Spiel gemeint war, das darin bestand, daß jeder dem vor ihm Stehenden einen Backenstreich versetzte. Ein Erwartungsgeheul begann, ein Lustgeschrei verkündete, daß die Depesche schon unterwegs war. Jetzt empfing sie Schenkel. Er hob die schwere Faust hoch über Annas Kopf und ließ sie mitten auf ihren Scheitel niedersausen, so daß sie lautlos zusammenbrach.

Man merkte erst gar nichts. Schenkel konnte sich unbemerkt davonmachen. Endlich bückte sich einer, der spürte, daß er nicht auf den Boden trat, rief den Wirt und trug sie mit dessen Hilfe an die frische Luft, wo sie zu sich kam. Gleich wollte sie wieder hinein. Doch der Mohr, der Befehl bekommen hatte, sie zurückzuweisen, streckte die Lanze vor und sagte milde: „Geh', schlaf' dich aus." Da tat sie wie befohlen und schwankte nach Hause.

Wieder zu zweit

Zu Hause hatte Berta eben das Zimmer geheizt und zu jedem Scheite, das sie zersplitterte und an-

legte, gesagt: „Heut machst du das Zusammensein so traulich.“ Jeder knisternde Laut machte sie glücklicher. Wenn das Feuer emporloderte, so lachte sie laut auf. Heizen, im Zimmer umherspazieren, tanzen, ruhen und denken, alles war ein Sammeln auf ein freudiges Begegnen.

Sie schaute in die Glut, bis ihr die Augen zufielen. Als sie erwachte, war es dunkel im Zimmer geworden. Sie rief Annas Namen, stand auf und sank wiederum zurück. Es war ihr vom jähen Aufrichten ganz wirr im Kopfe geworden. Und nun befiel sie eine fürchterliche Angst.

„Wenn Anna etwas Schlimmes zugestoßen ist, so töte ich mich.“

Jetzt aber hörte sie auf der Treppe die Schritte der Freundin. Der Frieden kam zurück. Jeder Schritt vertiefte ihn auf unsagbare Art.

Doch Anna trat zerschlagen und mit gesenktem Kopf herein. Ihre Arme hatten sich sehr gesehnt: Nur wenn man umarmen konnte, vermochte man alles, was man zu eigen besaß, restlos zu verschenken. Aber wenn man nichts zu geben hatte, dann wollte man auch nicht umarmen. Armut machte so müde, daß man den Kopf nicht hob, um nach der Freundin zu schauen.

Aber jetzt geschah das Schrecklichste, das kommen konnte: Berta gab ihr die Hand. Anna wußte wohl warum. Sie ließ die Erzählung Bertas wie eine Höllenstrafe, grausamer als die Mörderhand, die sie getroffen hatte, über sich ergehen. „Weil mich die Schergen nicht hinrichten konnten, so muß es die Güte nun tun, die ich nicht ertragen kann, weil ich so niedrig bin.“ — Doch da hörte sie Berta sagen, wie sie dem jungen Herrn entronnen war. Sie starrte erwachend auf.

Jetzt erst merkte Berta, was Anna von ihr dachte. Sie fing zu lachen an. „Es ist nichts Schlimmes geschehen,“ rief sie, „sonst würd' ich nicht so lachen, nicht so sehr lachen,“ und sie lachte immer lustiger. Anna sog diesen fröhlich sprudelnden Born begierig in sich. Jeden Blick, jedes Wort der Freundin nahm sie sofort auf und ordnete es in der Seele ein. Brauchte wirklich nichts gebüßt zu werden? Aber dann war es ganz unnütz, traurig zu sein. Dann durfte man sich sogar aufrecken. Sie trank unersättlich Bertas Lachen. Aber so viel, daß sie selbst lachen konnte, vermochte sie nicht zu trinken. Der Alp war zu schwer gewesen. Sie atmete zwar befreit auf, blieb aber unendlich ernst.

Sie erzählte nun vom Kutscher Schenkel und ließ

sich hernach von Berta, die erst totenblaß geworden war, plötzlich aber mit einem Ruck sich aller dieser Dinge entledigte, auf das Ruhebett ziehen.

„Sieh mal das Feuer an," sprach sie zu Anna, die immer noch ein wenig starr dasaß. Sofort wurde die rote Glut zu einem Gleichnis reinster Liebe. Alles andere Leben und Sinnen als das der Liebe wurde versengt. Was ringsum war: die Linnen auf den Stühlen, die Nähmaschinen, die Helle des Fensters und die Geräusche der Stadt, die hereinklangen, entschwanden ihnen. Auch Zukunft und Vergangenheit versank. Es ließ sich sicherlich eine Ewigkeit in dieses selige Feuer schauen. In seinem innersten Kern schien es ein Tempel zu werden.

Hierüber schlief Berta ein.

Als das Feuer zu verflackern begann, besann sich Anna wiederum auf Ort und Zeit. Mit dem Wahrnehmen der Dinge in dem Zimmer und des Lärmes von dem Hofe strömte die alte Bangigkeit in sie. Sie mußte an die Stadt denken und sah sich wieder durch die Gassen irren. Eine jede schien ihr eine andere Art des Schreckens und des Grauens. Sie blickte auf die Straßenbahnen und spürte, wie aus den fernsten Quartieren stets neues, noch unbekanntes Entsetzen hergeführt wurde. Zuletzt stand

sie auf der langen schwarzen Brücke, die über dem Liniengewirr der Eisenbahnen schwebte. Jenseits schien kein Ende der Welt zu sein. Sie sah hin und wurde stets hilfloser davon.

Doch jetzt erwachte Berta, sprang sofort auf und erneuerte das Feuer. Als sie sich aber wieder neben die erstarrte, ratlose Freundin setzte, wurde auch ihr Herzschlag schwer. Sie verlor das selige Atmen. Streicheln machte Anna nicht fröhlich. Berta tat es viel zu traurig.

Plötzlich aber wurden ihre Augen glanzvoll und übergroß. „Sieh mal," rief sie und schmiegte ihre Fußspitze in den Haken, der den Ofen verschloß und den man erst herunterziehen durfte, wenn das Feuer ganz erloschen war, weil sonst das tödliche Gas entstand.

Doch Anna kam mit ihrem Fuße sofort nach und schob den Bertas weg.

„Lieb' ich dich weniger, wenn ich mit dem Fuß am Haken ziehe?" sagte diese.

Anna dachte an die Stadt und fürchtete sie, wie ein über ihr hängendes, mit allen Schrecken und Ängsten geladenes Gewitter.

„Hassest du mich heftig, wenn ich das tue?" fragte Berta und streckte ihren kleinen, schnellen Fuß wiederum vor. „Sehr heftig? Und immer noch,

wenn ich dich halte und anschaue?" Die drängendste Todessehnsucht sah aus ihren Augen.

Anna wurde traurig und leer, wenn der Fuß hinwegfloh. Sie schob ihn fort, nur um zu warten, daß er zurückkehrte.

Eins . . . zwei, eins . . . zwei . . . . . so ging es beinahe gemeinsam und wechselte nun. Jetzt mußte Berta dem Fuße Annas wehren.

Gleich aber kam Anna wiederum zur Besinnung, reckte sich auf und rückte weit vom Ofen weg in die andere Ecke des Sofas. „Ich mag nicht mehr dort sitzen," sagte sie.

Da saß schon Berta neben ihr, umarmte sie und flüsterte an ihrem Ohr: „Nun nicht mehr nach dem Ofen schauen, nicht mehr aufstehen, einschlafen jetzt."

Nach einer Weile strengte sich Anna aufzuwachen an, um Berta zu sagen, daß sie fliegen könne. Als sie aber die Augen aufschlug, hatte sie den Traum vergessen und fühlte nichts als Müdigkeit. Der Ofen war sehr weit entfernt. Sie vermochte nicht hinzugehen und schlief wiederum ein.

Im Traum des Todes sagte sie nun: „Ich glaube, ich töne wunderbar schön," und die mit ihr vereinigte Berta rief: „Meiner Stirn entquellen silberne Ströme."

Zwölftes Kapitel

Das Schicksal führte Sophie in die Leichenhalle, wo sie die toten Mädchen sah. Ihre friedlichen Gesichter sagten, daß die Schmerzen fortgezogen waren. Diese Schmerzen hatten aber dadurch nichts an Macht verloren. Sie lebten immer noch. Sie suchten nun Eingang in die Seelen der Lebenden. Sophie konnte sich nicht Rechenschaft geben, warum sie plötzlich traurig wurde. Es war aber das Leben von Anna und Berta, wie es erzählt worden ist, was als dunkle Ahnung in ihrem Herzen emporquoll. Ihr ganzes Wesen zog sich schmerzlich zusammen. Sie hatte keinen andern Wunsch mehr, als in ihr Zimmerchen zu kommen und dort die Welt für immer zu vergessen.

Nachdem sie Stunde um Stunde wie gelähmt dagesessen war, wurde ihr ein prächtiger Rosenstrauß überbracht. „Es denkt jemand an mich," sprach sie und war schon wieder heiter. Voll Entzücken sog sie den Duft ein. Da fiel ein Kärtchen mit den Zügen Aladars hinaus. Sofort warf sie die Blumen weg. Der Ekel war gekommen. Der ganze Mensch stand wiederum vor ihr. Alle widerlichen Empfindungen früherer Zeiten wurden wach, als sie las, daß er

sie zu einem Abendessen einlud. Und da der Zettel selbstgefällig geschrieben war, verfiel sie in ein düsteres Sinnen.

„Ewig wird er so bleiben, ob ich auch sterbe seinetwegen. Mein Leben ist zu gar nichts nütz."

Die Leere des Daseins befiel sie mehr als je.

„Schurke, der das aus mir gemacht hat!" wollte sie schreien. Da schrak sie zusammen. Schon war sie gewohnt, als eigener Wächter hinter ihrem Innenleben zu stehen, so daß sie sich sagen mußte: „Ich kann den Gedanken, daß Aladar ein Schurke ist, nicht denken, ohne mich als edlen und erhabenen Menschen anzuschauen. Ach, ich weiß zu gut, wie wenig ich das bin, ich, die so müßiggängerisch, voll Sorge um mein enges Selbst, erblindet gegen die Leiden anderer in meiner Stube abgeschlossen lebe, verlassen von allen hohen Gedanken, von allen gütigen Gefühlen, wie eingefroren in ein uferloses Meer von ewigem Eis ...."

Und plötzlich sagte sie sich, daß er vielleicht doch anders geworden war. Sie wußte, daß früher oder später jede Untat einen unsäglichen Schmerz nach sich zieht. Sicherlich hatte er gefühlt, was sie gelitten hatte seinetwegen. Er wollte ihr als neuer Mensch entgegentreten und hatte als Zeichen dessen

die Rosen geschickt. Der Augenblick in seinem Leben war gekommen, da er die Folgen aller seiner Taten im klarsten Lichte sah. Die Einsamkeit, zu der die Verführten verbannt wurden, empfand er nun als Öde in der eigenen Brust. Die Schmerzen, die er verursacht hatte, sie fielen auf ihn zurück. Es stürzten sich heran die Rachegedanken, es rissen ihn entzwei die Wutausbrüche, es wälzte sich in ihm ein Heer von seelischen Gestalten, wie sie kein Pinsel malt, herbeigekommen aus den Wüsten der Resignation, aus den Wäldern der Leidenschaften und aus den verfallenen Stätten der Verlorenheit. Sie rufen die ganze Hölle zum Sturm.

Sie weichen nur, wenn man die Kräfte von der höchsten Geisteshöhe an sich rafft, mit ihnen gegen die Dämonen vordringt. Was heißt das aber?

Es heißt die Tat erdenken, die alles wieder gutmacht. Der Gedanke der Tat erstarkt im steten Kampfe gegen die Dämonen. Er wird Gefühl und Handlung.

Wer ein Verbrechen begangen hat, ist bestimmt, die Tat zu tun, die das Verbrechen aufwiegt. Nur dadurch wird er frei. Kann er der Sehnsucht, alles gutzumachen, nicht genügen, so muß er sich vernichten, so muß er sich dem Wahnsinn übergeben.

Und nun erfüllt Sophie schon das tiefste Mitgefühl,

daß Aladar so viel zu tun hat. Es muß ja getan werden. Die Welt wartet darauf. Und nun sieht sie schon ein, daß es am besten ist, wenn sie ihm hilft dabei. Hilft sie ihm nicht, so muß er zugrunde gehen, es käme denn ein anderer Mensch, ihm beizustehen. Soll sie sich diese Tat nehmen lassen? Es ist die größte, die sie tun kann. Es heißt nicht nur feige sein, dieser Begegnung auszuweichen, sondern heißt sich vergehen gegen das eigene, höhere Selbst. Wie eng erscheint ihr nun das egoistische Wohlsein. Wie kläglich jede Anklage. Wie sittenlos die allgemeine Sitte. Welch Hymnus aber braust durch sie. Helfende, hebende, Welterlösung kündende Gefühle strömen aus dem All in sie. „O einzige Befreiung vor dem Nichts, in dem mein Leben sich verflüchtigen will; o Sein im höchsten Sinn, so starkes, so süßes, so ursprünglich quellendes Schöpferleben, das ich ewig haben möchte," ruft sie aus.

Sie ging vor Erregung der Seele zu früh in das Hotel, wo Aladar wohnte, und setzte sich, indem sie auf ihn wartete, an ein Fenster, das auf die Straße ging, auf der alle zehn Schritte ein Mädchen kam, das sich den Männern anbot.

O Menschenmeer da unten, Träger der häßlichsten Gefühle!

Wie sie so lauschte in das Gewoge, das dumpf erregt war, stieg die Ahnung in ihr auf, daß es die letzte Regung einer alten Art des Lebens war, der Todeskrampf, bevor das Nichts eintrat. Das Nichts aber mußte erscheinen, damit die Sehnsucht nach dem neuen Sein erwachen konnte. Und diese Sehnsucht war berufen, die hohe Liebe zu gebären, von welcher Sophie eben die ersten Strahlen in sich getrunken hatte.

Es war nur Täuschung, wenn jemand da unten roh lachende, gemein denkende, gewissenlos schändende Menschen sah, Schein, der schwand. Die Wahrheit war, daß diese Mädchen und ihre Käufer vorübergingen, um einsam zu werden und Sehnsucht nach der höchsten Form des Lebens zu bekommen, heute dieser Mann, morgen jenes Weib, übermorgen alle. Das sagte das Auge dort und die Bewegung da .....

So lauschte sie hinunter.

Da kam Aladar, glänzender als je, setzte sich und nahm die Speisekarte. Indem er sie studierte, entschuldigte er sich, daß er so lange nichts von sich habe hören lassen. Endlich nannte er die Weine, schaute Sophie an und sprach: „Warum ich schweigsam war? — Weil ich so reizende Abenteuer hatte ...“

Da und dort. Noch immer also reiste er von Stadt

zu Stadt. Noch immer wandte er dieselbe Methode an, die er bei ihr gebraucht hatte, sprach, lächelte und blickte wie früher, noch immer hatte sie Erfolg, noch immer übte er sich vor dem Spiegel auf diesen einzigen Lebenszweck. Sein schönes Äußeres sagte, daß er es mehr als jemals tat. Es hieß wahnsinnig sein, ihn ändern zu wollen. Sophie lachte sich bitter aus.

Sie fragte mechanisch nach den Mädchen. Er fühlte sich geschmeichelt und holte ein Album herbei, worin sich die Photographien befanden. Die Gesichter waren alle sehr gewöhnlich, da die Bilder nur das Oberflächlichste der Seele zum Ausdruck brachten.

„Du hast dich verändert," sagte er plötzlich, während sie im Buche blätterte, „bist magerer und bleicher geworden." Sie entdeckte, daß sie dem eigenen Bilde gegenüberstand. Fast wäre sie darüber weggeglitten, ohne es zu sehen. Es war nicht anders als die andern.

„Willst du es drinnen lassen?" fragte sie in dumpfem Tone. Es war ihr fürchterlich, hier eingereiht zu sein. Aber die Verachtung, die zurückgekehrt war, verbot ihr, eine Bitte zu tun.

Er glaubte, daß sie damit sagen wollte: „Siehst

du mich wirklich für so jung, schön und begehrenswert an, mich unter deinen Lieblingen zu dulden?"

Sie fühlte wohl, was er dachte, denn es war leicht, in seine Seele zu schauen. Aber sie war zu stolz, um seinen Gedanken Einhalt zu gebieten. So saß sie ihm gegenüber, während die Empfindungen der frühern Zeit, Abscheu, Zorn und Hoffnungslosigkeit, sie überfielen. Er aber forderte sie auf, die Haare anders zu kämmen, da ihre Stirne sein Gemüt verkälte, und wollte sie heranziehen.

Sie wich zurück.

Da erschien in seinem Auge eine große Schwermut.

„Du liebst mich nicht," sprach er.

„Anders als du meinst," versetzte sie. In diesem Augenblicke siegte ihre Geistesgröße. Haß und Widerwille schwanden.

„Adieu," sprach sie und gab ihm freundlich die Hand.

Da saß er nun vor seinen vielen Tellern.

Auf dem Heimwege sah sie den Privatdozenten auf sich zukommen. Sie wich ihm aus. Die alte Menschenscheu war wiederum da.

Unwillkürlich verglich sie die beiden Männer miteinander. Der eine hatte ein ganzes Jahrzehnt

geforscht, um etwas über die Geliebte zu erfahren; der andere mit keiner Silbe nach ihrem Innenleben gefragt. Der erste war schwermütig geworden, weil er eine Roheit begangen hatte; der andere, weil sie ihm mißlungen war.... doch halt, das war Verachtung. Sofort gebot sie der Verachtung Halt.

Zu Hause, in ihrem Stübchen, spann sie die Gedanken weiter. „Nichts gibt es auf der Erde," sagte sie, „das seinen Urgrund nicht in einer Eigenschaft der Seele hätte, in Gedanken, Gefühlen und Leidenschaften, so auch die Prostitution. Wenn das Seelenleben sich ändert, so ändert sich auch die Prostitution. Die Prostitution verschwindet nur, wenn in der Seele etwas aufhört. Nicht die Einrichtung muß geändert werden, sondern die Menschen. Und da muß jeder bei sich selber anfangen. Jeder hat ein Teilchen in sich, das die Prostitution hervorruft, auch wenn er gar nicht wüßte, daß es eine solche gibt. Drum soll er seine Seele umschaffen, das ist seine erste Pflicht.

Aber Aladar tut gerade das Gegenteil. Er will die Prostitution in jedes Herz verpflanzen. Was soll man dagegen tun? Nichts. Die Tat des Menschen muß sein eigen sein. Nur durch die Freiheit wird der Mensch zum Gotte. Tu, was du willst.

Auch ich tu, was ich will. Ich weiß, daß jedes Zerstören einen unsäglichen Schmerz nach sich zieht. Willst oder kannst du diesen Schmerz nicht auf dich nehmen, verdrängst du ihn durch immer neues Vernichten, reist du weiterhin von Stadt zu Stadt .... ich trage ihn, ich geh' mit ihm nach Hause, nehm' alle Qual der Reue in mich auf, werd krank' in Fiebernächten, will sterben, wenn die Weltentwicklung es erfordert. Denn einer muß die Qualen tragen, wer? frag' ich nicht, weil diese Frage Geiz der Seele ist."

Sie hat ihn gern.

Dreizehntes Kapitel

Am folgenden Tag ging Sophie in den Justizpalast. Es fanden die Verhandlungen gegen einen Lustmörder statt. Wie wühlte Haß und Abscheu in den Zuschauern, als erzählt wurde, wie er ein Mädchen in sein Zimmer gelockt und dort geschlachtet hatte. „Auf der Stelle totschlagen," schrie jemand, und der ganze Raum loderte vor Wut.

Auch Sophie schaute kurze Zeit mit Augen, die solches Urteil forderten, auf den Richter. Dieser aber blieb in göttlicher Unparteilichkeit. Er ließ

nichts sprechen als die Rechtsordnung. Er war der Herrscher seiner selbst in jedem Augenblick. Sophie liebte diesen Helden und suchte ihm gleich zu sein, aber es gelang ihr nicht.

Als eine Pause in der Verhandlung eintrat, ging sie schwankend auf den freien Platz vor dem Gebäude. Alles, was sie an Lebenshoffnung noch in sich gehabt hatte, war zerstört worden.

Hier stand eine lange Kutschenreihe. Zwei Straßenmädchen flogen mit wirbelnden Röcken einem Mann entgegen, der sich losgelogen hatte. Dies Lachen zu dritt war der Keimpunkt eines neuen Verbrechens. Wo sollte es geschehen? Welch düstern Straßennamen nannten sie dem Kutscher? Das Laster fuhr wieder in die altgewohnte Welt, den ewigen Kreislauf seiner Missetaten fortzusetzen.

„Was soll ich mit meinen schwachen Gedanken gegen dies anflutende Meer der Bosheit, der Tücke und der tierischen Begierden? Wohl herrscht Ebbe und Flut. Aber die schwarze Wassermasse bleibt dieselbe. Im Winter ist man Zuhälter und im Sommer Totschläger. In der Jugend Dirne und im Alter Helferin von Raubmördern ...“

In Sophie war ein Gefühl absoluter Ohnmacht. Es kam ihr vor, als würden ihr alle Verbrechen

der Welt ins Ohr geraunt. „Der hat gestohlen, dieser geschändet, jener plant das scheußlichste . . . .“

Ihr Blick floh die Menschengesichter und schaute in die Weite. Aber alles, die Plätze, die Häuser, der Dunst über der ganzen Stadt, hauchte eine Atmosphäre aus, die zur Seelengemeinheit führen mußte. Ihr Haupt fing sie zu stechen an, so daß sie es am liebsten zum längsten Schlafe geneigt hätte.

Da begann die Verhandlung von neuem. Das Gesicht des Richters, das noch ruhiger und klarer geworden war, brachte sie auf andere Gedanken. Der Tod des Seneca durch Nero kam ihr plötzlich in den Sinn.

„Wenn Seneca,“ so dachte sie, „Nero gegenübertritt, was wird er tun? — Er wird freiwillig einen Teil der Qualen übernehmen, die Nero befallen müßten als die Wirkungen seiner Taten. Er wird sich von ihm töten lassen, wenn Nero anders nicht entlastet werden kann. Dieser Mord, den Nero begeht, ist die einzige Tat, die nicht auf den Mörder zurückfällt. Nur eine Folge hat sie, die, daß Nero in klarem Lichte schaut, was Seneca für ihn getan hat. Das weckt die Sehnsucht auf in ihm, die Tat des Seneca selbst zu tun. Er wird den Menschen suchen, der noch Schlimmeres verübte. Er wird für

ihn sterben wollen. Das aber ist das große Opfer, das ihn zur höchsten Stufe hebt. Er ist vereinigt und versöhnt mit Seneca ...."

Der Mörder wurde zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt.

„O du mit deinem unentwegten Gesicht," dachte sie. „Deine Tat soll keine Folgen für dich haben. Die Wunden, die du dir in deiner Zelle schlagen müßtest, will ich am eignen Leib empfangen. Jedermann soll dir verzeihen. Was heißt das? — Für dich sterben ...."

In diesem Augenblicke ging durch ihre Seele ein Licht. Nun konnte sie nicht mehr hassen und verachten, nie mehr von Hoffnungslosigkeit befallen werden. Nun mußte sie ewig im Licht der Liebe sein. Wie waren ihr jetzt, da sie sich opfern wollte, alle Weltenziele klar!

„Die stärkste Liebe strahlt dorthin, wo sie am meisten nötig ist. Ich will mich in die Richtung stellen, in der die Strahlen der Liebe gehen. Dann komme ich dem Mittelpunkte immer näher, worin sie aus sich selbst geboren wird, und darf zuletzt mit ihm zusammenfallen. Dann strahl' ich selber aus, schaffe, bin nicht mehr Geschöpf, dann bin ich selber Liebessonne."

Von ihrem Herzen strömte es wie Strahlen der Sonne. Wo aber wollten diese Strahlen hin? Dorthin, wo es am dunkelsten war.

Sie trat auf die Gasse. „O du mit deiner eingefallenen Brust und du mit deinen hohlen Wangen," sprach sie da. „Ihr sollt in mich kommen mit eurer Krankheit und eurer Schwäche, sollt in mir wohnen, während mich das höchste Ziel durchglüht, ein Licht, das mich, das dich, das diesen Teil der Welt durchstrahlt, heiligt, heilt und ihm ein Ende bereitet. Ich nehme, was vergänglich ist, in mich, verschmelze es mit dem, was in mir selbst vergänglich ist, und mache seinen Zwang und seine Qual zunichte, indem ich frei und heiter sterbe.

Das ist die Aufgabe, die mir als die schönste des Lebens strahlt. Dank den Daseinsmächten, wenn ich sie erfüllen darf. Ich fühle, daß ich jedes Leben so erleben möchte, bis auf der Erde alles Kranke, Schlechte und Gestorbene zu Gottes Füßen hingelegt werden kann als unschädliche Jagdbeute."

So ging sie durch die Stadt, durch immer dunklere Quartiere. So nahm sie alles Tödliche in sich auf, alles Zerfallende, sammelte die Sterbekeime, wie Winkelried, als er die Todesspeere in sich drückte. Auch sie bahnt eine Gasse. Sie bahnt sie durch das

Dunkle, das Schwere, durch den Tod zu den ewigen Gestalten einer höhern Welt.

Nun kommt sie auf die Matte, worauf der Auswurf liegt der ganzen Stadt. Schurf und Schlacke im ödesten Sand. Schwankende Menschen verschwinden und tauchen wiederum auf. Hier geschieht das Verwerflichste der Welt.

„Wer könnte von den Wesen, wenn er seine Taten im Bilde sähe, sie aushalten? Diese Elendsgestalt, die aus dem Schutt geboren scheint? Sie müßte vor Schreck wiederum in Staub zerfallen. — Statt ihrer will ich zugrunde gehen. Dann fühlen sie, daß sie in einer andern Welt Hilfe haben und Kraft zum Leben finden ..."

Da lag sie. Niemand kümmerte sich um sie. „Da will ich liegen bleiben. Wenn ich hungre, denken: Es ist der Hunger von Tausenden, ich trag' ein bißchen Leid, und das tut gut. Wenn ich friere, nie vergessen, daß unendlich viele, die schuldloser sind als ich, vom Froste hinfallen. Wenn ich im Fieber liege, eines immer meiner Seele sagen: Es sind Qualen, die du nicht dulden müßtest, wenn du umkehrtest, die du aber freiwillig auf dich nehmen willst, die du heranziehst aus der dunkelsten und verwirrtesten Welt, zu leiden in den andern — welch süße Klarheit kommt da über mich!

Solange mir diese Wahrheit richtig scheint, will ich in ihr leben und wenn ich sterben müßte."

Sie schlief ein und träumte, daß ihrem Herzen ein seltsames Feuer entfloß. Sie ließ es gegen den Boden strahlen, der aus den ödesten Schlacken bestand. Er wurde feurig, er glühte gelb und grün und violett und schoß empor zu Edelsteinen. Draus formte sie ein wunderbares Haus. Sie wußte wohl, was schön war, weil sie auf der Erde so viel Häßliches gesehen hatte.

Nun besaßen die Menschen, die sie im Leben gekannt hatte, eine Heimstätte. Wer Lüstling, wer Mörder gewesen war, alle durften kommen, niemand war geächtet. Denn jeder hatte mit seiner Fehlerlast etwas zum Bau geschleppt. Jetzt aber sprangen sie wie Kinder frei umher.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Eine andere Erinnerung blieb ihr nicht von der langen Zeit, die folgte.

Musik ertönte. Sie schlug die Augen auf und befand sich in einem hochgelegenen Sälchen. Die Fenster, die von der Diele bis zur Decke reichten, strömten eine ungeheure Flut von Blau herein. Ein paar Lämmerwölklein segelten hindurch. Weit in der Ferne war ein Lärchenwald, der durch den Schimmer

seiner gelben Triebe Lenzgefühle weckte. Ihr Blick fiel auf die Tür, woher das Lied erklang. Ein Tischchen stand dort mit einer großen violetten Glockenblume.

Aber wie seltsam schaute sie heute, wie nie im Leben noch. Ihr Wesen war so geöffnet, daß die Blume nicht nur ein Bild, nein, auch die süßeste Liebesempfindung weckte. Und diese Liebesempfindung war ebenso mannigfach und herrlich aufgebaut wie das Bild. Sie hob sich mächtig wie der holzige Stamm, sie verbreitete sich fröhlich wie der Blätterkranz, sie wurde zart im Kelch und immer zarter und erwachte zum strahlenden Wundergebilde, das seinen seligen Duft ausgoß in die ätherklare Luft. Sie war an Vollendung einem himmlischen Wesen nah. Ewig möchte Sophie in dieser Liebeswelt der Blume leben. Sie schloß die Augen wiederum vor Glück.

Da fing eine Kinderstimme lieblich und klar zu singen an:

Viele hundert schwere Stunden
Hast du eines nur empfunden:
„Wär ich doch für immer fort.
Was ich tu, kann keinem taugen.
Oh, was steht in meinen Augen
Für ein grauenvolles Wort?
Allen Wesen mein Gesicht
Fürchterliche Dinge spricht.“

Frage nicht, es ist verloren.
Denn du bist ja neu geboren,
Weißt nicht, wie es früher war.
Willst du wissen, wie's vertrieben,
Fühl dein eignes, starkes Lieben,
Und dir scheint nicht wunderbar:
Daß sich nahen alle Wesen,
Suchen ewiges Genesen.

Daß die Helden sich beseelen,
Daß die Kinder dich erwählen,
Menschlich scheint es noch dem Blick.
Daß aus Pflanzen und aus Steinen
Will ein neues Sein erscheinen,
Ist ein göttliches Geschick.
Daß dem Innersten sogar
Nahet eine Engelschar —

Oh, das will Musik der Sphären
Süß eindringlich dir erklären:
Gott im Menschen Wohnung sucht.
Denn du sollst das All verschönen,
Oh, du darfst auch den versöhnen,
Der wie du einst sich verflucht.
Keiner soll in seiner Brust
Missen ewige Gotteslust.

Die Musik verstummte und Sophie schlug die Augen auf. Da stand vor ihr ein kleines Mädchen in einem lilafarbenen Gewand. Sie glaubte nicht

anders, als daß es der liebliche Geist der Glockenblume wäre, und lächelte so sanft wie sie nur konnte einem solchen Wesen gegenüber. Aber das Kind rief mit heller und kräftiger Stimme: „Vater, komm!"

Eine hohe Gestalt trat zur Tür hinein. Es war der Richter. Seine Stirn trug die heiterste Freiheit des Geistes.

Als Sophie das verehrte Antlitz sah, wurde sie ganz wach.

„Wo bin ich?" fragte sie.

Er führte sie zum Fenster. Sie sah auf eine weite Ebene. Dort hatte sie den Tod gesucht.

Aber diese Ebene war so süß, so ahnungsvoll, so an das Zarteste des Herzens rührend in ihrem grünen Frühlingshauche, daß Sophie sie nicht wiedererkannte. Die Häuser wurden von der Sonne mit einem edlen Glücksschimmer ausgezeichnet und das Unschöne schien nebensächlich geworden durch die Pracht des Himmels mit seinen Wolkengebilden. Das reinste Blau hatte bis auf die Erde Zutritt.

„Dort bei dem Steinbruch hat man Sie gefunden," sagte der Richter.

Jetzt zauberte der Ausblick Sophies Leben in lieblicher Sanftheit wiederum hervor.

Es kamen nun zur Tür herein zwei andere Mädchen,

die kleinern Schwestern des ersten. Wenn man das erste mit der Glockenblume vergleichen konnte, so waren die andern dem Goldklee und dem roten Mohne ähnlich.

„Setzen Sie sich wieder," sagte der Richter. „Ich habe Ihnen vieles zu erzählen." Er bat darum, daß er ganz offen reden dürfte.

Er sprach zuerst davon, wie nach und nach in ihm, als er sie täglich im Gerichtssaal gesehen hatte, die Gewißheit entstanden war, daß irgend eine Beziehung zwischen ihnen bestand. Ihre freundliche Erscheinung unter diesen Menschen, die eigentlich nur hierher kamen, um zu lernen, wie man sich am besten loslügt, war so auffällig, daß er immer an sie denken mußte, daß sein erster Blick, wenn er hereintrat, nach ihr zu suchen begann.

Am Tage, da jener Mörder vorgeführt wurde, empfand er diese Zusammengehörigkeit besonders stark. Auf dem Heimweg, zu Hause den ganzen Tag sann er darüber nach. Er träumte sogar von ihr.

„Am andern Morgen," so fuhr er fort, „ging ich auf meinem Wege zum Justizpalast wie immer durch die Halle, worin die unbekannten Toten liegen, die ein dunkles Schicksal gezwungen hat, sich selber zu vernichten. Ich tu dies einerseits, weil ich hier oftmals

Menschen treffe, die ich von den Gerichtssälen her kenne und so zur Auffindung ihrer Namen behilflich sein kann. Andererseits lerne ich durch diesen Anblick einen starken Gleichmut bewahren auch dem Fürchterlichsten gegenüber. Ich weiß nicht, wie ich alle die Verbrechen, die ich hören muß, ertragen könnte, wenn ich mich nicht täglich überzeugen würde, daß der Mensch mit seinem Leibe etwas Zerbrechliches, Unzuverlässiges, fast Willenloses ist, etwas, das durch den Hunger, die Nacht und die Leidenschaften zerstört und gerichtet wird und über das wir selber nicht noch urteilen sollten, sondern das wir lieben müßten.

Auch heute sprach ich mit dem Arzte tröstlich einige Worte über das Vergängliche, als er plötzlich fragte: „Wollen Sie nicht eine namenlose Lebende, die aufgefunden wurde, schauen?"

„In dem nämlichen Gebäude befindet sich ein Krankenzimmer. Nun war mir Ihr Anblick seltsam. Ich verstehe wohl in den Gesichtern zu lesen. Die andern Menschen, die hier lagen, waren durch Leidenschaften oder Verbrechen zerstört worden; Sie aber machten einen ganz verklärten Eindruck. Wir wurden fast andächtig vor Ihnen und empfanden beide zugleich, daß Sie an einen andern Ort gehörten. Als ich fragte, ob man Sie nicht hierher bringen könnte, in das Säl-

chen der Wiedergeburt, welchen Namen ich erklären werde, stimmte der Arzt mir sofort bei.

Hier sind Sie also im Sälchen der Wiedergeburt. Ich nenne es so, weil mich der unendliche Ausblick reinigt und befreit, wenn ich durch die kleinlichen Verbrechen, die ich täglich schlichten muß, krank und hoffnungslos geworden bin."

Er trat mit ihr ans Fenster. „Schauen Sie," sprach er, „wie nichtig das Häßliche ist gegenüber den gewaltigen Himmelsräumen, in die man tauchen kann, wenn man nur will. Aber nicht für immer. Das wäre gegen Menschenehre. — Nun sind auch Sie genesen. Das Vergessen liegt fortan in Ihrer Macht. Ja, meine Freundin, ich weiß alles, was Sie plagte. Ich weiß es erstens, weil ein Freund von Ihnen, der voll Sorge nach Ihnen suchte, mir alles erzählte, und zweitens aus Seelenkenntnis, mit welcher ich in Ihrem Antlitz las, als Sie bei jenen Kranken lagen. Ich weiß, warum Sie auf das Feld gegangen sind."

„Ich weiß ferner," fuhr er fort, nachdem er seine Kinder hergerufen hatte, „daß Sie eine große Sehnsucht haben zu wirken, und daß es eine Eigenheit von Ihnen ist, zu glauben, Sie täten der Welt nicht genug, wenn Sie die Folgen Ihrer Wirksamkeit nicht sehen.

Ich weiß gar wohl, daß daraus Ihr Unglück entstanden ist."

Er schwieg wieder. „Nun tu ich vielleicht etwas Übereiltes," sagte er nach einer Weile. „Ich kann es aber nicht lassen. Ich muß Sie fragen, ob Sie hier bleiben, ob Sie meine Kinder erziehen wollen; sie haben allzulange schon die Mutter entbehrt. Hier könnten Sie die Früchte Ihrer Arbeit sehen. Hier würden Sie geliebt."

Sie sah sich von den Mädchen angeschaut. Wie konnte sie nein sagen, da sie so unsagbare Sehnsucht hatte, sie zu umarmen? Sie küßte eines: Liebe Glockenblume, und schaute zwischen den Küssen zu dem Freund empor. Da nahm er ihre Hand und sprach: „Werden Sie mein Weib, dann muß ich nie mehr zu den Toten gehen, dann ist die Liebe, die den Tod besiegte, stets bei mir."

„Ich habe einem Menschen angehört ..."

„Ich weiß es wohl."

„... und mir gelobt, ihm treu zu bleiben. Ich habe vom ersten Augenblicke an, seit ich ihn kenne, empfunden, daß eine Umwälzung in dem Verhältnis zwischen Mann und Weib eintreten muß, und bin dann nach und nach zur Einsicht gekommen, daß diese Umwälzung ganz in den Willen des Weibes gelegt ist.

Diesen Willen zu erfüllen ist mein Stolz. Die Änderung wird ein Kennzeichen des Weibes sein. Das neue Leben wird von mir zeugen. Es wird meine Züge tragen. Drum nehme ich es so ernst.

Wenn ich dem Untreuen treu bleibe, dann hat die Untreue den empfindlichsten Stoß erlitten. Oh, überall werden diese Mädchen auftreten, welche die Treue auf die Erde bringen, und müßten sie den ärgsten Mädchenjägern Treue halten. Das wird nur sagen, daß die Treue siegen wird auch in den schlimmsten Verhältnissen.

So will auch ich sie halten, und ging es in den Tod."

Hier war eine Brücke geschlagen zwischen dem Ewigen und dem Vergänglichen. Der Richter erkannte sofort die Bedeutung, die Sophies Entschluß für die Menschheit haben mußte. Und da er alle seine Kräfte in den Dienst der Menschheit gestellt hatte, so konnte ihn nur Glück erfüllen. Er bat, daß sie als seine Freundin bliebe. Sie sagte freudig ja.

In diesem Augenblicke ging die Glocke. Der Privatdozent, der während Sophies Krankheit öfters dagewesen war, erschien. Er wurde von der Freundin mit Begeisterung empfangen, denn ihm verdankte sie das Wissen von der Treue, er war der Repräsentant der Treue selbst. Er hatte vieles zu berichten.

„Ich war“, so fing er an, indem er sich zu Sophie wandte, „deinetwegen in fürchterlicher Sorge, nachdem ich jenen Brief geschrieben hatte von der wiedergefundenen Geliebten. Ich wußte ja aus deinem eigenen Munde, daß du wochenlang nichts anderes in dir getragen hattest, als die Sehnsucht, für immer zu verschwinden. Wenn ich dich als mein Weib dachte, so sah ich dich gerettet; das hatte mir dein frohes Vertrauen beim Gärtner deutlich gesagt. Nun aber fand ich das Mädchen wieder, das seit Jahren all mein Empfinden beschäftigt hatte, das ohne mich zugrunde gehen mußte, dem ich ein neues Leben geben durfte. Indem ich es gab, wurde mir gewiß, daß ich dich von neuem jenen Zuständen überlieferte, worin du jeder Verzweiflungstat fähig warst.

Das mußte ich bei jedem Kusse denken, den die Geliebte mir gab. Ich selbst gab längst schon keine mehr. Ich lief hinweg, wenn ich nur konnte. Solange noch das Lampenlicht in deinem Zimmer leuchtete, war ich getröstet. Doch als es eines Abends nicht mehr schien, so manche Stunde ich vor deinem Hause auf und nieder ging, da kam ich der Verzweiflung nah. Indem ich wartete, kaum fähig, meinen innern Zustand zu verbergen, sah ich mich von einem Manne beobachtet. Ich suchte mich ihm zu entziehen und

merkte, daß er Stunde um Stunde aushielt. Nun fielen mir an ihm dieselben Merkmale der Angst auf, die ich so mühsam zu verdecken suchte, und plötzlich wurde mir gewiß, daß Aladar der Mensch sein mußte. Er wußte vielleicht mehr als ich. Ich wich ihm nicht mehr aus. Wir gingen einige Male aneinander vorüber und kamen schließlich in ein Gespräch, worin wir ganz offen waren, denn jeder vermehrte die Sorge des andern.

Soviel ich aus seinen Reden merken konnte, war ein inneres Erlebnis mit ihm vorgegangen. Er wurde an dem Abend, da Sophie ihn besuchte, von einer grauenhaften Leere befallen. In dieser Leere trennte sich das niedere Selbst von ihm. Er mußte es als fremdes Wesen sehen und sah dadurch ganz hüllenlos, was er bis jetzt gewesen war. Es war ihm, als hockte eine scheußliche Gestalt auf seiner Brust und wollte ihn zu Tode würgen.

Als er aus diesem Krampf erwachte, war nichts in ihm, als die Sehnsucht, Sophie zu Füßen zu stürzen. Ihr hatte er am meisten weh getan. Er lief hinaus, er sah sie ein einziges Mal noch, des andern Tages, mit friedevollem, aber krankem Antlitz durch die Gassen gehen und mußte immerwährend denken, daß sie sterben würde seinetwegen.

Voll dieser Ängste ging er neben mir. Wo war sie jetzt? Wenn's nicht zu spät wäre, wenn sich nichts Schlimmes zugetragen hätte, dann würden Kräfte in ihn kommen, mit denen er das Höchste zu erreichen hoffte. Er machte hundert Pläne.

Im gleichen Augenblicke aber überhäufte er sich wieder mit den fürchterlichsten Selbstvorwürfen. Nun bekam ich in einem grauenhaften Bilde vorgeführt, was ich über Rohheit je gedacht hatte.

‚Wie lange brauchte es,' so sprach er, ‚bis ich überhaupt nur merkte, daß ich roh gewesen war. Durch immer neue Roheiten hatte ich die alten verhüllt. Oh, der Rohe weiß nichts von der Roheit. Nur wer lieber sterben wollte, als ein einziges Mal noch roh sein, kennt sie ganz. Nun überfällt mich alles Rohe, das ich tat im Leben. Wie schwindet nun der süße Zauber alles Daseins hin! Ich glaube, ich kann nur noch glücklich sein, wenn sich der Abscheu der Liebenden, der Mütter, der ganzen Welt auf mich stürzt. Ich möchte nichts mehr als gefoltert werden ohne Maß.'

Ich schwieg, ich wußte ja, wie ernst in solchen Augenblicken jedes Wort genommen wird. Ich glaube, wenn er das Wort gelesen hätte: Ärgert dich dein Auge, so reiß es aus, er würde ihm gehorcht haben. Er drückte die Fäuste in die Augen und hielt sich die

Ohren zu, als ein Musikchor heranmarschierte, umwogt von einem festlichen Getümmel.

‚Nie mehr kann ich eine Roheit tun,‘ fuhr er fort. ‚Das verdank ich ihr, die sich lieben ließ auf so rohe Weise, mich nicht verfluchte. Nur weil sie verzieh, erkenne ich, daß ich ein Rohling bin. O meine Roheit kam davon, daß ich das Ewige in ihr nicht sehen wollte. Es war ein Dunst um mich, und ich der Sklave dieses Dunstes. Ich hätte nur noch wenig sinken müssen, so wäre sie gestorben. Ach, sie ist schon gestorben, weil ich so Scheußliches verübte, währenddem sie mich doch liebte.‘

Er hob die Hand zum Schwure: ‚Wenn sie gestorben ist, sterbe ich auch, und zwar auf die schrecklichste Art, durch eine elektrische Hinrichtung, wie man sie eingeführt hat in Amerika, die niemals klappt, die ewig währt ... der Strom, der mich vernichten wird, ist die Güte, die ihre Augen ausstrahlten, als ich sie sah das letzte Mal.‘

„Er soll sich nicht zerstören,“ sagte Sophie.

„Ich wollte ihn warnen. — ‚Ich weiß‘, versetzte er, ‚daß ich mich selber nicht vernichten darf, denn da würden Furcht und Schwäche, mein erbärmlichster Seelenteil, etwas töten, das von hehren Geistesgewalten aufgebaut ist, ein niederes Seelisches würde sich

vergehen an einem Gotteswerk. Dies wäre eine neue, fürchterliche Schuld. — Eins aber tu ich, darf ich tun. Ich will mich richten lassen. Ich will heiligen Menschen gegenübertreten, deren hohe Wahrheiten mich krank machen, deren reine Gegenwart allein schon mich zerstört.'

Und nun sucht er Menschen auf, deren selbstgerechte Alltagsseelen nie die Not der Tiefe, nie das Entzücken der höchsten Zonen empfunden haben. Er will nicht wissen, daß ihre Sitte der Feigheit und dem engsten Vorurteil entspringt. Er ahnt nicht, daß es wiederum ein Niederes ist, das ihn vernichtet, wenn er von dieser oder jener Klatscherei so hoffnungslos, so krank nach Hause kommt, nichts essen mag, schlaflos die Nacht verbringt. Er nennt's Gericht, und immer noch ist's Selbstmord."

„Würde er hierher kommen?" fragte Sophie.

„Sicherlich. Es wäre für ihn ein Augenblick des Gerichts. Und einem solchen wird er nicht ausweichen."

„So rufen Sie ihn her."

— Aladar kam die Treppen hinauf mit Empfindungen, als stiege er auf das Schafott. Wie er aber in das Sälchen trat, wurde er heiter, frei und unbefangen. Er konnte hier oben nicht an seine frühern Taten erinnert werden, weil auf dieser Höhe überhaupt

nichts Niederes gedacht wurde. Wer sich richten lassen wollte, mußte in tiefere Sphären steigen. Es war eine Eigenheit des Sälchens der Wiedergeburt, daß man alles Vergangene als notwendig mit starkem Auge betrachten lernte. In einem Gespräche, das sich um die prächtige Aussicht drehte, gewann Aladar seine ganze Lebenssicherheit zurück. Sühne und Versöhnung war dasselbe.

Hierauf nahm er Abschied.

Was er aber zu Hause, in seiner eigenen kahlen Stube erlebte, was als mächtiger Gedankenstrom sich seiner Seele entrang, müßte sich in diese Worte kleiden:

Ich war bei ihr und wars zum letzten Mal,
Und meine Seele blieb von ihr gefärbt,
Zum letzten Mal, die Seele leidet Qual —
Doch hab ich ja den süßen Hauch geerbt
Von ihr, von ihr, er soll mir nicht entschweben.
Ich will, ich kann ja nur in meiner Not
Von diesem letzten, heiligen Hauche leben.

Doch er verblaßt mir wie das Abendrot.
Verstummet Töne jedes neuen Lebens,
Oh, sucht mich nicht, denn alles ist vergebens,
Komm, Hoffnung, nicht, mein Wesen ist verschlossen,
Ich habe mich zum ewigen Schmerz entschlossen,
Will nichts in diesem Dasein mehr erflehen,
Will mit dem letzten Hauch von ihr vergehen.

Doch wie mir nun die Sinne alle schwinden,
Wird mir ein obrer Teil der Seele wach.
Erst ist es wie ein lispelndes Empfinden,
Dann dröhnet es in Siegeshymnen nach:
Als Nehmender ist dir die Welt verloren,
Als Gebender ist sie dir neu geboren.

Nun weiß ich, wie die Qualen ich bezwinge:
Ich brauche die Geliebte nicht zu lassen.
Ich darf die Welt in meine Seele fassen,
Wenn ich sie der Geliebten wiederbringe:
Den Ton, das Licht, Geheimnis wunderbar,
Ich such, ich find, ich bin dir ewig treue.
Ich bleib es dennoch, was ich immer war.
Wie schwindet nun der grause Schmerz der Reue!
Wie kehrt die Welt als Gegenwart zurück!
Wie sinnvoll wieder Leben, wieder Sterben!
Oh, selbst der höchsten Sterne Liebesblick
Darf ich — ich tus für dich! — mir noch erwerben.

Vierzehntes Kapitel

Es soll jetzt noch die Geschichte eines Menschen erzählt werden, mit dem Aladar zusammenkam, damit aus ihr geahnt werden kann, wie durch den neuen Freund sein ganzes Sein auf eine hohe Stufe gehoben wurde.

Dieser Mensch besaß eine Fabrik, in welcher Drilche,

Kattune, Blusenstoffe u. dgl. verfertigt wurden. Obwohl er die Leitung erprobten Leuten überließ, war doch notwendig, daß er von Zeit zu Zeit die großen Treibsäle besichtigte, in denen je hundert Webstühle aufgestellt waren. Er trat hinein, sah sich um und war froh, wiederum hinauszukommen. Denn diese Räume waren von Staub und Lärm erfüllt.

Eines Tages, als er nach einem Rundgang durch die Fabrik ins Freie trat und das Gekreische und Gekrache der Maschinen, das ihn noch eben betäubend umbrüllt hatte, in seinem Ohre verklang, kehrte eine gespenstige, bis jetzt noch nie empfundene Öde in seiner Seele ein.

Er ging nach Hause und griff nach einem Buche, um diesen unerträglichen Zustand loszuwerden. Es kamen ihm die Werke eines großen Menschen in die Hände. Er las den ganzen Tag, und es strömten von diesen Büchern Empfindungen süßester Wärme und goldigster Heiterkeit in sein Herz, das sie begierig aufsog. Als aber abends der grelle Pfiff der Fabrik ertönte, da wurden gegenteilige Gefühle in ihm wach, da warf er sich auf einmal vor, daß er nicht das Recht hatte, sich genießend abzusondern von dem schweren Dasein anderer.

Am nächsten Morgen vermochte er das Selbst-

gefühl, mit dem er sonst zwischen den Reihen der Webstühle hindurchzuschreiten pflegte, nicht mehr aufzubringen. Es war ihm vielmehr, als müßte er die Menschen, die für ihn arbeiteten, demütig anschauen. Ja es kam für einen Augenblick der Drang in ihn, ihnen zu Füßen zu stürzten, um sein leichtes Leben zu rechtfertigen. So ging er denn mit gesenkten Augen so schnell wie möglich durch den Raum.

Es war ihm klar, daß er sich solchen Stimmungen nicht hingeben durfte, wenn er wie bisher Reichtümer sammeln und die gesammelten bewahren wollte. Weil der Wunsch, das Leben anderer Menschen mit zu empfinden, es heiterer und schöner zu machen und diesem Zwecke alles zu opfern, ihn jedesmal ergriff, wenn er die Schriften großer Geister las, so kam ihm alles, was sie sagten, als Träumerei vor, die ihn lebensunfähig machte. Diese Bücher aber übten deshalb solche Wirkung aus, weil sie die Taten waren von Menschen, die ihr ganzes Sein der Menschheit hingegeben hatten. Ihre Liebe strömte in sein Herz und machte ihn zum Liebenden. Er aber war nicht stark genug, sich als solchen zu halten.

Jetzt kehrte die Öde um so schauerlicher zurück. Indem er ihr nachgrübelte, kam er zur Gewißheit, daß sie das Innerste des Menschen war, daß jedermann

ihr verfallen und schließlich in ihr zugrunde gehen mußte. Das Los der Erde war, zur Schlacke zu werden, ob früher oder später, und alle Ziele des Willens: die umfassendsten Gedanken, die gewaltigsten Gefühle, die heiligsten Geisteswerke verlängerten nur den Todeskampf, bevor das Nichts eintrat.

Er begann die Fähigkeit des Mitempfindens gänzlich zu verlieren. Wenn er einen Menschen leiden sah, so blieb er ruhig, indem er sprach: „Alles strebt dem Untergange zu.“ Aber nicht nur die Schmerzen, die ohne sein Zutun entstanden, ließen ihn gefühllos, nein auch jene, die er selbst verschuldete, betrachtete er als Notwendigkeit.

Da er in der Öde keinen Augenblick verharren konnte, war ihm jedes Mittel recht, sich über sie hinwegzutäuschen. Der selbstlose Genuß war ihm verschlossen. So griff er zu dem selbstischen. Er sagte sich, daß es töricht wäre, von dieser Erde, die dem Tod geweiht war, nicht zu nehmen, was sie böte. Er tat viele Verbrechen, weil er fürchtete, das Nichts verschlänge ihn, wenn er irgend eine Form des Daseins meide. So stahl er zum Beispiel, nur um gestohlen zu haben. Er ging zu diesem Zwecke in ein Warenhaus, ließ sich Spiegel zeigen und eignete sich heimlich einen davon an. Ebenso log er. Seine Seele,

die jeden Zusammenhang mit der wahren Lebensweisheit verloren hatte, fand keinen Grund, dies nicht zu tun. Im Gegenteil: Weil ihm alles Lüge erschien, das Nichts zu verdecken, erkannte er die Lüge als Notwendigkeit. Er besaß eine seltene Eigenschaft: Konsequenz bis zum Äußersten. Ihr folgte er. Er wußte nicht, daß der Lügner den unwiderstehlichen Trieb bekommt, sich von aller Welt zurückzuziehen. Es gibt Wahnsinnige, die sich freiwillig den Gerichten übergeben wollen, obschon sie keine strafwürdigen Verbrechen verübt haben. Dies hat oftmals seinen Grund darin, daß sie in früherer Zeit gelogen haben. Er log, er stahl, er verübte jedes Laster, um sein Freiheitsgefühl und seinen Lebensgenuß zu erhöhen, und ahnte nicht, daß er sich eine Möglichkeit des Lebens nach der andern verschloß.

Als er nach einer Periode leerer Erlebnisse die Treibsäle wiederum betrat, zog ein junges Mädchen seine Aufmerksamkeit auf sich. Ihr Antlitz war von der lebhaften, durchsichtigen Farbe der Kinder, während die andern Frauen im Websale Mienen zeigten, durchfurcht von den Schmerzen und Nöten des Alltags. Sie stand vor dem Webstuhl, der in voller Tätigkeit war, und wandte keinen Blick davon, um das Garn zu teilen, die Schiffchen auszuwechseln und

sonstwie Achtung zu geben, daß alles in Ordnung zu liegen kam. Wenn ein Faden riß, so beugte sie sich weithin vor, um ihn wiederum anzuknüpfen. Dann erschien ihre Schönheit in rührendster Art.

Er konnte die Augen nicht wegwenden. Eine jede ihrer Bewegungen vermehrte den Begehr seiner Seele, die verlernt hatte, sich irgend etwas zu verbieten. Endlich hob sie den Kopf. Ihr Auge traf das seine und senkte sich erschreckt.

Er ging davon. Den ganzen Tag war ihm ihr Bild im Sinn. Als der Pfiff der Fabrik ertönte und sie das Gebäude eilig verließ, ging er ihr ungesehen in der Dämmerung nach.

Man befand sich im Monat März. Aber das ganze Land war noch verschneit. Es dehnte sich in großen, sanften Linien bergan zum grauen Tannenwald, der in dem nächtlichen Himmel verschwamm. Das Mädchen schritt den Höhenweg hinan, der einem Häufchen kleiner Hütten entgegenstrebte. In ihren dichten Kleidern, wie sie Schritt für Schritt die Bahn stampfte, kam sie ihm noch zierlicher vor, den Bäumchen vergleichbar längs des Weges, die sich unter ihrer Schneelast beugten.

Sobald die letzten Fabrikgänger außer Sicht waren, verlängerte er die Schritte und trat an ihre Seite.

Sie ahnte, was er wollte, und beschleunigte den Gang. „Nicht so schnell," rief er und faßte sie beim Arm. Als sie sich losmachte, riß er sie nur heftiger an sich. Da stieß sie einen Schrei aus und warf ihn über den Schneedamm, der das Sträßchen säumte.

Ein Licht löste sich nun aus der Häusergruppe, teilte nach allen Richtungen die Finsternis und traf zuletzt die beiden, hierauf kam es näher. Der Kaufherr lief feldein davon.

Das Mädchen aber wurde umringt und nach dem Namen des Mannes gefragt, und als sie ihn nicht nennen wollte, verschwanden die Leute auf den Spuren und fanden bald, wohin sie führten.

Dieser Vorfall sprach sich schnell herum und zog dem Kaufherrn den Haß und den Spott der Arbeiter zu. Trotz der höhnischen Blicke, die ihn trafen, ging er nun täglich mehrere Male durch den Websaal, als wollte er zeigen, wie wenig ihm an der Meinung dieser Leute lag. Er glaubte, das Mädchen hätte ihn verraten. Denn er dachte nicht daran, wie deutlich die Sprache der Spuren im Schnee gewesen war. Er wollte dafür Rache nehmen, und das konnte er, indem er sich am Schrecken weidete, der Else durchfuhr, sobald sie ihn erblickte.

Wenn seine Augen nach ihr hinstarrten, verlor sie

die Selbstbeherrschung, die so notwendig zu ihrer Arbeit war. Faden um Faden riß und das Garn verwirrte sich unter ihren Händen. Sie brauchte lange, um wieder zur Besinnung zu kommen.

Traten solche Zustände des Tages über mehrere Male ein, so konnte sie unmöglich das gewohnte Maß der Arbeit erreichen. Sie verdiente dann nicht wie sonst wöchentlich fünfundzwanzig Mark. Dieser Lohn reichte gerade aus für ihren und ihrer drei kleinen Brüder Unterhalt. Die Eltern waren vor einem Jahre gestorben.

Sie spannte alle ihre Kräfte an. Aber sie war wie im Bann, wenn er sich zeigte. Und so wob sie immer weniger und immer schlechter.

Der Webermeister klagte sie beim Kaufherrn an. Denn das war seine Pflicht. Der Kaufherr prüfte das Gewebe mit dem Fadenzähler und fand die vielen Fehler, und da er vollenden wollte, was er einmal angefangen hatte, drohte er, das Mädchen fortzujagen. Als er sie wiederum allein traf, sagte er, womit sie es verhindern könnte.

Dies machte einen furchtbaren Eindruck auf ihr Gemüt. Sie hatte bisher nicht über sich und die Welt gedacht. Jetzt aber mußte sie sich sagen, daß ihre Arbeit von morgens früh bis abends spät den Herrn nur roher machte.

Das Drilchtuch, dessen drei Farben, das Grün und Gelb und Blau, ihr sonst so große Freude gemacht hatten, wurde ihr zur Qual. Sie hatte den ganzen Tag nur eine Sehnsucht: die, daß es früher Abend würde. Und abends schwankte sie todmüde nach Hause. Dort mußte sie die Kinder waschen, betten und manches in der Haushaltung nachholen. Wenn es getan war, setzte sie sich noch ins Lampenlicht, um durch Nähen etwas zu verdienen. Sie entzog sich Nahrung und und Schlaf. Dazu kam, daß die Kinder infolge der wechselnden Frühjahrswitterung kleinere Krankheiten durchzumachen hatten, welche die Kräfte der Schwester allzusehr in Anspruch nahmen. Die Folge von allem war, daß ein Erschöpfungszustand eintrat, worin sie die Arbeit nur mit größter Willensanstrengung verrichten konnte.

Und dennoch fand der Kaufherr eines Tages, als er das Gewebe in Augenschein nahm, daß es fehlerlos war.

Worin lag der Grund?

Der Schnee war geschmolzen und es war Frühling geworden. Wenn sie die Augen seitlich wandte und zum Fenster des Websaales hinausschaute, so fielen sie auf eine grüne Wiese, die sich mit jenen kreisrunden, goldgelben Blüten zu bedecken begann, die man am

treffendsten Kinder der Sonne nennen könnte. Auf einem dunkeln Untergrunde entwickelte sich ein strahlendes Gewebe. Und über beidem wölbte sich das blaue Himmelsdach. — Eines Morgens nun, als sie sich an den Webstuhl stellte, überfiel sie eine solche Schwere und Müdigkeit, daß sie zu sterben meinte. Sie schloß die Augen und bat die göttlichen Mächte um die Kräfte, die sie selber nicht mehr finden konnte. Als sie die Lider wiederum hob, fielen ihre Blicke durch das Fensterviereck auf die Matte. Sie empfand deren drei Frühlingsfarben wie die Offenbarung eines himmlischen Wesens, und ohne ihr Zutun wurden in ihrer Seele, die rein wie ein Spiegel war, Gefühle wach, die sich in diese Worte kleiden müßten:

„O heiliges Wesen, das solche Prachtgebilde schafft. Wie selbstlos wirkt es, das Grün der Wiese. Mit welcher Sorgfalt webt es die Blumengesichter hinein. Wie ewig in seiner Liebe muß es sein, um dieses Blau immer wieder zu spannen über die Herrlichkeit der Welt."

Von diesem Wesen, dessen Sein sie so deutlich empfand, lenkte sie den Sinn auf sich selber, indem sie dachte: „Da ich dieses Wesen lieben möchte, wie kann ich zu ihm kommen, außer wenn ich so zu sein versuche wie es? — Aber wie bin ich? Was merkte

man bis jetzt aus meinem Gewebe? Gleichgültigkeit, Schwäche und Haß. Jeder Faden, der riß, sagte, wie ich bin und daß ich nie zum Höchsten gelange.

Aber ich will mir Mühe geben, zu werden wie dies Wesen. Ich will den Drillich weben mit der Geduld, wie es den grünen Teppich wirkt. Ich will die Fäden verknüpfen und durchziehen so sicher, wie es die tausend Pflänzchen aus der Erde hebt."

So wob sie das Grün und Gelb und kam zum Blau. Und indem sie sann, was sie an innern Gütern erwerben könnte, indem sie diesen blauen Streifen wirkte, kam ihr in den Sinn, daß es die Liebe sein mußte zu allen Menschen. Sie nahm sich vor, alle Menschen gern zu haben. Erst dachte sie freundlich an ihre Brüder, dann an die Arbeitenden im Saal. Bei jedem verweilte sie ein wenig. Nun aber trat der Kaufherr in den Raum, und wie immer, wenn sein Blick sie suchte, beging sie eine Fehlnaht. Es war die letzte. Von jetzt an machte sie keine mehr. Sie machte keine mehr, weil sie ihn lieben wollte.

Wenn sie fortan wob, war sie stets in Gegenwart solch hoher Gedanken.

Sie wurde immer kränker. Um keine Fehlnaht zu machen, mußte sie ihre Beständigkeit, ihre Sorgfalt und ihre Liebe stets erhöhen. Und es gelang ihr trotz

der Todesmattigkeit. Denn eine heilige Stärke kam in sie, wenn sie die Augen von dem menschlichen Gewebe zu dem göttlichen wandte.

Ihr ganzes Leben ging in den drei Farben auf.

Eines Abends, als sich ein schwerer Tag zu Ende neigte, war sie so schwach, daß sie kein Weberschiffchen mehr zu rücken vermochte.

Da sagte sie zu ihrer Seele: „Dieser Gott, der das Grün und das Gelb und das Blau webt, ist auf die Erde gekommen, hat den Tod erlitten, damit er durch die seligen Farben zu uns sprechen kann. Wie kann ich anders zu ihm kommen, als wenn ich mich besiege, als wenn ich ebenso tapfer zu sterben vermag wie er ..."

Als ihre Seele diesen Geistesblick getan hatte, entwich sie dem Körper. Das Mädchen sank ohnmächtig hin.

Man rief nach dem Arzte und dem Kaufherrn. Der Arzt ordnete den Transport in ihr Heimwesen an, da dieses Häuschen nicht weiter entfernt war als ein anderes, und in der Fabrik kein ruhiger Raum gefunden werden konnte. Auf dem Wege dahin sagte er dem Kaufherrn, daß die Lebenskräfte vollständig erschöpft seien. Die äußere Ursache liege in Überarbeitung. „Die innere in mir!" mußte sich der Kaufherr sagen.

Er fühlte, wie er das Mädchen mit den höchsten Seelenkräften liebte. Ein furchtbarer Schmerz fing in ihm zu arbeiten an.

Man brachte sie in die Wohnstube, die sehr dürftig ausgestattet war, in welcher aber eine große Reinlichkeit herrschte. Von der einen Ecke schimmerte die blanke Schüsselbank herüber. Aus der andern strömte ein blauer Ofen, umbeigt mit hellem Buchenholz, die frischeste Wärme aus.

Man legte sie auf das Ruhebett. Die drei Brüder stellten sich sofort an dessen unterem Ende auf. Der älteste, ein zehnjähriger kluger und energischer Knabe, hielt die kleineren, von denen sich das eine auf kindliche Weise der neuen Umgebung allzu lebhaft hingab, das andere aber mit seinen herabgezogenen Mundwinkeln jeden Augenblick in Schluchzen ausbrechen konnte, in Ordnung und schaute immerfort nach den Augen der Schwester, wie wenn er einen Befehl erwartete.

Der Schwester großes innerliches Auge aber war von ihnen weggewandt wie zu etwas, das zu ihren Häupten stand. Mit diesem Wesen schien sie innere Gespräche zu führen, von denen aber nur einzelne Worte über ihre Lippen kamen. Soviel war deutlich, daß sie sich am Webstuhl glaubte und sich mühte, ein

Gewebe aus grünem, gelbem und blauem Garne zu vollenden. Endlich atmete sie auf. Es war fertig geworden. Sie fragte: „Gehört dies schöne Kleid nun mir?"

Sie hörte, daß es „ja" in ihrer Seele tönte, lächelte deshalb und wollte schon erlöst das Auge schließen. Da fiel es auf den Kaufherrn, der an ihrer Seite stand.

Obwohl sie sich kaum bewegte, war ihm, als ob sie ganz nahe zu ihm heranrückte.

„Nimm du es," sagte sie ganz leise und sank zurück. Die Lider fielen ihr zu.

In diesem Augenblick erschien auf ihrem Antlitz ein Leuchten überirdischer Art.

Dem Kaufherrn aber kamen die Worte in den Sinn, die er gelesen hatte, als er zum ersten Male von der Leere überfallen worden war: die Farben sind Taten des Lichtes, Taten und Leiden.

Jetzt wußte er, daß diese Leere nicht das Innerste war.

Als er alleine seinem Hause zuging, mußte er sich fragen: „Warum leuchtete ihr Antlitz so?"

Es kam die Antwort: Sie hatte sich, indem sie am Drilchtuch wob, ein geistiges Kleid gewirkt aus der Geduld, der Sorgfalt und der höchsten Menschenliebe. Sie schenkte es dem, der sie vernichtete, und wurde

durch die Opfertat zum Lichte selbst, woraus die selige Dreiheit der Farben stammt. Sie vermählte sich durch die höchste menschliche Tat dem göttlichen Geisteslicht.

Diese Gedanken gingen wie ein Sturm durch seine Seele. Als er wieder ruhig wurde, war er ein anderer Mensch geworden. Mit dem sicheren Bewußtsein, daß er es zu Ende führen würde, durfte er sich folgendes vornehmen:

„Ich will nach jenen Eigenschaften streben, die mein Weib erworben hat. Denn Else ist mein Weib, für sie hätte ich leben und sterben dürfen, wenn ich nicht töricht und blind gewesen wäre. Nie mehr werde ich lügen, nie mehr wissentlich einen Menschen schädigen, keinem mehr die Treue brechen."

Er nahm die drei Kinder zu sich.

Sein Leben war nun so, daß man in ihm einen Arbeiter erblicken konnte wie in den andern und daß er sich von diesen nur dadurch unterschied, daß er ein schwereres Amt zu verwalten hatte, nämlich das des gerechtesten Vaters. Als solcher fühlte und handelte er von diesem Tage an.

Wenn er den ganzen Tag für andere gedacht und gearbeitet hatte, kam jener süße Augenblick der Ruhe, der ihm allein gehörte. Was tat er dann? Er suchte

die höchsten Geister auf, die je auf Erden uns Göttliches vermittelt haben. Er las die erhabensten Menschheitsdokumente. Durch die selbstlose Hingabe des Tages über war seine Seele empfänglich geworden, jene Schriften, die er früher hatte fliehen müssen, auf sich wirken zu lassen. Jetzt durfte er in der heiligen Empfindung, die sie ihm einflößten, ungestört verweilen. Und wenn er das recht innig tat, dann tauchten aus ihr wunderbare Länder auf. —

„Ich fühle eine Geisteswelt," sprach er zu sich. „In diese Geisteswelt tret ich nach meinem Tode mit bewußter Seele ein. Dahin will ich alle Menschen führen, die ich kenne. Auch jene, denen diese Welt auf Erden noch verschlossen blieb. Wenn ich sie erreichen kann, dann soll sie jedermann erreichen. Denn keiner stand so tief wie ich. — Ich aber komme hin, weil mir mein Weib verzieh und so die Straße bahnte!"

Er fühlte sich im Innersten mit ihr vereint.

Ende

liche Weisheit in ihm, eine milde abendliche Reife, die auf gefestigte Mannheit deutet. Sei er wer immer, er ist ein Berufener. Er bezwingt langsam auch Widerstrebende, was nur den ganz echten gelingt. (Die Zeit, Wien)

Beides, ein Romantiker modernsten und originellsten Schlages und ein Lyriker zugleich ist Albert Steffen. Deshalb ist auch sein Buch weniger ein episches Werk als eine lyrische Rhapsodie, in welcher seine Seele ihre Leidenschaft, den bald harmonischen, bald grellen Zusammenklang ihres eigenen Lebens mit der Außenwelt ausströmt. Aber es ist ein stark mit epischen Elementen gesättigtes, aus einer reichen poetischen Anschauung schöpfendes lyrisches Pathos, das seine Freuden und Leiden singt, die verbunden sind mit der Geschichte der drei Freunde Ott, Alois und Werelsche.

(Neue Zürcher Zeitung)

Wie gute Erstlingswerke der Jugend es immer sind, ist auch der Roman „Ott, Alois und Werelsche" nicht etwas Erklügeltes, Ersonnenes, Gewolltes, sondern etwas, das heraus mußte, etwas aus innerlicher Notwendigkeit Geborenes. Man dürfte auch hinzusetzen: eine den Charakter von Sturm und Drang tragende leidenschaftliche Eruption. (Der Bund, Bern)

Spamersche Buchdruckerei in Leipzig.